



Intergenerationelles Wohnen – Chancen und Risiken für ältere und alte Menschen

Eine qualitative Forschung zum Einfluss intergenerationaler Wohnformen auf
das Soziale Kapital älterer und alter Menschen in ländlichen Regionen

Bachelorarbeit der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Bianca Adlkofer & Lisa Elmiger

Januar 2021

Bachelor-Arbeit

Ausbildungsgang **Sozialpädagogik**

Kurse: **TZ 2016-2021 & BB 2016-2021**

Bianca Adlkofer & Lisa Elmiger

Intergenerationelles Wohnen – Chancen und Risiken für ältere und alte Menschen

Eine qualitative Forschung zum Einfluss intergenerationaler Wohnformen auf das Soziale Kapital älterer und alter Menschen in ländlichen Regionen

Diese Arbeit wurde am 06.01.2021 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit eingereicht. Für die inhaltliche Richtigkeit und Vollständigkeit wird durch die Hochschule Luzern keine Haftung übernommen.

Studierende räumen der Hochschule Luzern Verwendungs- und Verwertungsrechte an ihren im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten ein. Das Verwendungs- und Verwertungsrecht der Studierenden an ihren Arbeiten bleibt gewahrt (Art. 34 der Studienordnung).

Studentische Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit werden unter einer Creative Commons Lizenz im Repository veröffentlicht und sind frei zugänglich.

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Dieses Werk ist unter einem
Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz Lizenzvertrag
lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/>
Oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California
95105, USA.

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle
Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz <http://creativecommons.org/>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten
Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur
Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder
angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber
unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt
aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.
Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt,
mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers
dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialpädagogisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Sozialpädagoginnen mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im Januar 2021

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

«Guten Kontakt mit den Nachbarn und Träume; wenn man lange lebt, ist das ziemlich wichtig»

(Herr M., persönliches Interview vom 9. September 2020)

Abstract

Die vorliegende Bachelorarbeit befasst sich mit dem aufkommenden Konzept des intergenerationellen Wohnens und fokussiert die persönlichen Sicht- und Erlebensweisen der älteren und alten Bewohnenden. Es werden die Fragen erörtert, inwiefern intergenerationelles Wohnen einen positiven Einfluss auf das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nehmen kann und welche Risiken diese Wohnform birgt. Weiter wird dargestellt, welche Rolle die Soziale Arbeit in diesem Setting ausführen kann. Aufgrund der wenigen empirischen Grundlagen für das intergenerationelle Wohnen auf dem Land konzentriert sich die vorliegende Arbeit auf die Untersuchung ländlicher Beispiele intergenerationeller Wohnprojekte.

In einem qualitativen Zugang wurden sechs Leitfadeninterviews mit Bewohnenden im Alter von 66 bis 89 Jahren in drei unterschiedlichen intergenerationellen Wohnprojekten durchgeführt und anhand der zusammenfassenden Inhaltsanalyse ausgewertet. Die Forschungsergebnisse wurden auf der Grundlage der theoretischen Herleitung diskutiert und interpretiert. Die Erkenntnisse der Arbeit bestätigen, dass intergenerationelles Wohnen das Sozialkapital älterer und alter Menschen positiv beeinflussen kann und sich die Lebensqualität der Bewohnenden dank der nachbarschaftlichen Unterstützung und den vielseitigen Kontaktmöglichkeiten erhöht. Gleichzeitig zeigt sich, dass die Generationendurchmischung Herausforderungen für das nachbarschaftliche Zusammenleben birgt. Schlussfolgernd zeigt sich für die Soziale Arbeit ein grosses Potenzial im Handlungsfeld des intergenerationellen Wohnens an, welches in Form von Siedlungsassistenzen aufgegriffen werden kann.

Dank

Wir bedanken uns herzlich bei unseren Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern für die offenen Gespräche, die Einblicke in die persönliche Wohnumgebung und das uns entgegengebrachte Vertrauen. Ohne diese wertvolle Unterstützung wäre diese Arbeit nicht realisierbar gewesen. Zudem bedanken wir uns bei Andreas Pfister, Mario Störkle und Simone Gretler-Heusser, Dozierende der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, für die wegweisenden Inputs und die fachliche Begleitung in der Formulierung dieser Arbeit.

Ein herzliches Dankeschön gebührt auch unseren Familien und Freunden. Die motivierenden Worte, das aufrichtige Interesse an unserem Thema und die angeregten Diskussionen haben dazu beigetragen, dass diese Arbeit mit so viel Freude zustande kam.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	V
Dank.....	VI
Abbildungsverzeichnis.....	IX
Tabellenverzeichnis	IX
1 Einleitung.....	1
1.1 Problemstellung	2
1.2 Motivation, Zielsetzung und Fragestellungen	3
1.3 Praxisrelevanz.....	4
1.4 Fokussierung und Abgrenzung	5
1.5 Aufbau der Arbeit.....	5
2 Ältere und alte Menschen	6
2.1 Demografischer Wandel.....	6
2.2 Generationenbegriff.....	7
2.3 Lebensphasen im Alter	9
3 Bedeutung des Sozialkapitals	11
3.1 Verständnis des Sozialkapitals.....	11
3.2 Sozialkapital durch soziale Netzwerke	14
3.3 Sozialkapital und Nachbarschaft	15
3.4 Sozialkapital und Soziale Arbeit.....	16
4 Intergenerationelles Wohnen	18
4.1 Definitionen und Ziele des intergenerationellen Wohnens.....	18
4.2 Bedürfnisse älterer und alter Menschen.....	20
4.2.1 Bedürfnistheorie nach Werner Obrecht.....	21
4.2.2 Wünsche in Bezug auf die Wohnung und die Wohnumgebung	21
4.3 Veränderungen im Wohnungswesen aufgrund des demografischen Wandels.....	22
4.4 Besonderheiten des ländlichen Raums	23
5 Zugänge der Sozialen Arbeit um intergenerationelles Wohnen zu unterstützen.....	25
5.1 Sozialraumorientierung.....	25
5.2 Sozialraumanalysen im ländlichen Raum	27
5.3 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit.....	27
5.4 Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch	28
5.5 Gestaltung sozialer Nachbarschaften.....	29
6 Methodisches Vorgehen	31
6.1 Forschungsgegenstand und Ziele	31

6.2	Sampling	32
6.2.1	Feldzugang.....	33
6.2.2	Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.....	36
6.3	Datenerhebung.....	37
6.3.1	Leitfadeninterview als problemzentriertes Interview.....	37
6.3.2	Pretest und Durchführung der Interviews	38
6.4	Datenaufbereitung	39
6.5	Datenauswertung	39
6.6	Gütekriterien zur Auswertung qualitativer Forschung.....	41
7	Darstellung der Forschungsergebnisse	43
7.1	Veränderte Bedürfnisse im Alter.....	44
7.2	Beweggründe für eine intergenerationelle Wohnform	45
7.3	Kontakte und Beziehungen	46
7.3.1	Entstehung der Kontakte.....	47
7.3.2	Durchmischung der Generationen	48
7.3.3	Intensität der Kontakte	50
7.4	Gelebte Nachbarschaft.....	51
7.4.1	Gegenseitige Unterstützung.....	51
7.4.2	Teilnahme und Teilhabe	53
7.5	Herausforderungen und Risiken.....	55
7.5.1	Fluktuation.....	56
7.5.2	Abgrenzung.....	57
7.6	Intergenerationelles Wohnen und Soziale Arbeit	58
7.6.1	Siedlungsassistenz	59
7.6.2	Partizipation	59
7.7	Zukunftsvisionen und offene Wünsche.....	61
7.8	Besonderheiten des ländlichen Raums	62
8	Diskussion der Ergebnisse	63
8.1	Beweggründe.....	63
8.2	Gelebte Nachbarschaft.....	64
8.3	Siedlungsassistenz	69
8.4	Besonderheiten des ländlichen Raums	72
8.5	Reflexion des Forschungsdesigns	73
9	Schlussfolgerungen.....	74
9.1	Fazit	74
9.2	Bedeutung für die Praxis	77

9.3	Persönliche Stellungnahme der Autorinnen	79
10	Ausblick und weiterer Forschungsbedarf.....	79
11	Literaturverzeichnis.....	81
	Anhang	88

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Titelbild. Symbol für intergenerationelles Wohnen (eigene Darstellung).....	I
Abbildung 2:	Entwicklung der ständigen Wohnbevölkerung bei den wichtigsten Altersgruppen	7
Abbildung 3:	Formen des sozialen Kapitals.....	12
Abbildung 4:	Zufriedenheit mit persönlichen Beziehungen.....	15
Abbildung 5:	Begegnungsorte planen	19
Abbildung 6:	System des intergenerationellen Wohnens.....	20
Abbildung 7:	Allgemeines Ablaufmodell der Sozialraumanalyse	26
Abbildung 8:	«Im Spycher» - Intergenerationelle Siedlung in Gränichen	34
Abbildung 9:	«Im Dorf» - Intergenerationelle Siedlung in Schenkon.....	35
Abbildung 10:	«Notkersegg» - Mehrgenerationenhaus in St. Gallen	36
Abbildung 11:	Konzepte der Siedlungsassistenz	72
Abbildung 12:	Konzepte der Siedlungsassistenz in Bezug zum Sozialkapital.....	78

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Subjektive Bedeutung verschiedener Wohnaspekte.....	22
Tabelle 2:	Teilnehmende Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.....	37
Tabelle 3:	Ablaufmodell der zusammenfassenden Inhaltsanalyse	40

Die gesamte Bachelorarbeit wurde von Bianca Adlkofer und Lisa Elmiger gemeinsam verfasst.

1 Einleitung

Höhere Lebenserwartung, wachsende Migration, deutlicher Geburtenrückgang: Der demografische Wandel ist in der Schweiz und dem nahen Ausland in aller Munde und führt zu einer Veränderung der gesellschaftlichen Zusammensetzung. Wie François Höpflinger, Valérie Hugentobler und Dario Spini (2019) ausführen, werden der Anteil älterer Menschen von 65 bis 79 Jahren wie auch der Anteil der alten Menschen ab 80 Jahren aufgrund der gesteigerten Lebenserwartung in den nächsten Jahrzehnten rasch ansteigen (S. 15). Auffallend ist, dass nicht nur mehr Menschen alt werden, sondern die Menschen im höheren Lebensalter auch länger leben (S. 18). Durch die Anerkennung der Gestaltbarkeit der Alterungsprozesse wurden die Prinzipien des aktiven Alterns zu einer zentralen Leitidee unserer heutigen Gesellschaft (S. 27). Christiane Feuerstein und Franziska Leeb (2015) erläutern, dass der Interaktion zwischen Menschen und Umwelt im Alterungsprozess vermehrt Beachtung geschenkt wird, um auf die Heterogenität der Lebenslagen reagieren zu können (S. 13). Der Einfluss der sozialen, räumlichen und technischen Umwelt auf die Kompetenzen, die Gesundheit und das Wohlbefinden der älteren und alten Menschen wird zunehmend berücksichtigt. Gelingt es, die Anforderungen und Angebote der Umwelt auf die veränderten und sich verändernden Bedürfnisse und Ressourcen älterer und alter Menschen abzustimmen, wirkt sich dies positiv auf die Lebensqualität dieser Menschen aus (ebd.).

Eine besondere Rolle spielt hierbei die Wohnung und die Wohnumgebung, da ältere und alte Menschen dort ihre meiste freie Zeit verbringen (Feuerstein & Leeb, 2015, S. 77). Aufgrund der unterschiedlichen Bedürfnisse in den späteren Lebensphasen gibt es keine bestimmte Wohnform, die für alle im gleichen Sinne ideal ist (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 123). Diese Individualität hängt mit den verschiedenen Lebens- und Wohnenerfahrungen der Menschen und den unterschiedlichen Prozessen des Alterns zusammen. Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, dass der Mehrheit der älteren und alten Menschen eine gemütliche, den eigenen Wünschen entsprechende Wohnung sehr wichtig ist (ebd.). Ein weiterer Aspekt, welcher eine mehrheitlich grosse Bedeutung erfährt, ist eine Wohnlage mit guter Nachbarschaft, in der sich die Menschen gewöhnlich gegenseitig helfen (S. 81). Wie Frank Schulz-Nieswandt, Ursula Köster, Francis Langenhorst und Heike Marks (2012) ausführen, hat dieses aktive Praktizieren und Erleben des Prinzips des Gebens und Nehmens Einfluss auf die Verlaufsform des Alterns und auf die subjektive Lebensqualität (S. 26). Eine Wohnform, in der dieses Prinzip eine besondere Bedeutung erhält, ist das intergenerationelle Wohnen (S. 35). Intergenerationelle Siedlungen und Mehrgenerationenhäuser bieten den Bewohnenden nachbarschaftliche Gesellungs- und Hilfefunktionen zwischen verschiedenen Generationen und Personengruppen an (ebd.). Der Age-Report aus dem Jahr 2018 zeigt, dass Menschen in den späteren

Lebensphasen dieses intergenerationelle Wohnen dem generationengetrennten Wohnen gegenüber mehrheitlich befürworten (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 128-129). So bevorzugen 55% der in der Deutschschweiz lebenden Menschen ab 65 Jahren das intergenerationelle Wohnen. Lediglich 14% dieser Personen möchten in einer Umgebung, in der nur ältere und alte Menschen leben, wohnen (ebd.).

1.1 Problemstellung

Wie Andreas Sidler (2020) ausführt, erhält der Gedanke, dass intergenerationelle Kontakte wichtig und bereichernd für das Individuum wie auch für die Gesellschaft sind, Zustimmung aus der ganzen Bevölkerung (S. 4). Sidler spricht gar von einer Hochkonjunktur der Generationenprojekte. Intergenerationelles Wohnen «boomt» (ebd.). In den vergangenen Jahren entstanden etliche intergenerationelle Häuser und Siedlungen und auch in Zukunft kann von einer vermehrten Planung und dem Bau intergenerationeller Wohnformen ausgegangen werden (Höpflinger, 2020, S. 16). Paul-Stefan Ross und Hille Tries (2014) bezeichnen diese neue Sichtweise, in der die Folgen des demografischen Wandels nicht mehr nur als Drohkulisse erscheinen, als Generationenromantik, weil die Projekte und Initiativen zur Stärkung der Generationenbeziehungen auf solch eine grosse Zustimmung in der Gesellschaft stossen (S. 166). Ross und Tries kritisieren jedoch, dass kaum erforscht ist, warum genau diese Angebote wichtig sind und welchen Nutzen sie konkret stiften (ebd.). Alexander Grünenwald (2015) führt ergänzend aus, dass durch die Aktualität und die Chancen des intergenerationellen Wohnens in den vergangenen Jahren etliche Literatur zu diesem Themenkomplex erschienen ist (S. 11). Die Mehrzahl der Werke ist geprägt von einer Aussensicht: Fachpersonen der Architektur, der Soziologie, des Projektmanagements oder der Politik geben ihre Erfahrungen mit dem intergenerationellen Wohnen wieder. Durch diese Berichte erhielt das Thema zusätzlich an Relevanz. Was fehlt, sind die persönlichen Erfahrungen der Bewohnenden (ebd.).

Ebenfalls im Kontext der sozialen Altersforschung erläutert Hans-Werner Wahl (2015), wie diese sich hauptsächlich mit dem urbanen Leben im Alter beschäftigt (S. 17). Die stark urban fokussierte Forschung ist bedauerlich, da ältere und alte Menschen in ländlichen Regionen national, europaweit und weltweit gesehen in ihrer Zahl bedeutsam und von besonders grossen gesellschaftlichen Veränderungen betroffen sind. Selbst durch den demografischen Wandel bedingte, offensichtliche Entwicklungen in ländlichen Regionen nehmen in der sozialen Gerontologie kaum Raum ein. Wahl spricht gar von einer Blindheit der gerontologischen Forschung auf dem «ländlichen Auge» (ebd.). Als Erklärungsversuch für diese Lücke geht Wahl auf das Generalisierungspotenzial der vorhandenen, weitgehend urban gestützten Altersforschung ein (S. 20). Auf psychologischer Ebene lassen sich dementsprechend Ergebnisse der gerontologischen Forschung im urbanen Raum auf den ländlichen

Raum übertragen (Wahl, 2015, S. 20). Die Grenzen des Generationalisierungspotenzial zeigen sich hingegen vor allem in den sozialen Beziehungen, den Altersstereotypen, den Wohnformen, den präventiven Aspekten und den Formen des aktiven Alterns (ebd.). In diesen Bereichen liegen – auf den ländlichen Raum bezogen – bedeutsame Forschungspotenziale vor, deren Ergebnisse die Situation älterer und alter Menschen im ländlichen Raum positiv beeinflussen können (S. 21).

1.2 Motivation, Zielsetzung und Fragestellungen

Die Autorinnen sehen ältere und alte Menschen als wachsende Zielgruppe und das Alter als ein an Bedeutung gewinnendes Handlungsfeld der Sozialen Arbeit an. Die Gelegenheit dieser Forschungsarbeit nutzen die Autorinnen, um persönlich mit älteren und alten Menschen in Kontakt zu treten und zielgruppenspezifisches Wissen zu erheben. Dabei sind die Autorinnen motiviert, die beschriebenen Forschungslücken kombiniert zu bearbeiten. Den Kern der Arbeit soll das Sozialkapital bilden. Die Autorinnen konnten bereits durch ein Projekt mit dem Titel «Gewährleistung von sozialen Kontakten ausserhalb einer Wohngruppe für Menschen mit Beeinträchtigung» Erfahrungen mit dem Sozialkapital sammeln. Zudem führten die Autorinnen in einem Alterswohnheim ein Projekt zum Thema Demenz und Musik durch. In dieser Zusammenarbeit kamen die Autorinnen in Kontakt mit der Entwicklung einer vom Alterswohnheim getragenen intergenerationellen Siedlung, der «Stöcklimatt» im luzernischen Hitzkirch. Die Autorinnen verfolgten die Entwicklung der «Stöcklimatt» und wurden dadurch auf das intergenerationelle Wohnen aufmerksam.

Die vorliegende Bachelorarbeit soll durch die Befragung älterer und alter Bewohnenden von intergenerationellen Wohnformen Aufschluss darüber geben, welches Potenzial intergenerationelles Wohnen für ältere und alte Menschen im ländlichen Raum in Bezug auf deren Sozialkapital hat. Gleichzeitig soll aufgezeigt werden, welche Nachteile und Risiken die genannte Personengruppe in intergenerationellen Wohnformen sieht. Aufgrund der empirischen Ergebnisse und mit Rückschluss auf den Theorieteil soll aufgezeigt werden, wie die Soziale Arbeit in ländlichen intergenerationellen Wohnprojekten einen nachhaltigen, positiven Einfluss auf das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nehmen kann. Mit dieser Bachelorarbeit wird folglich Beschreibungs- und Erklärungswissen zu einer an Relevanz gewinnenden Zielgruppe der Sozialen Arbeit im wenig untersuchten ländlichen Raum generiert. Zusätzlich wird Interventionswissen abgeleitet, welches sich an Professionelle der Sozialarbeit, der Sozialpädagogik und der Soziokulturellen Animation richtet. In der vorliegenden Bachelorarbeit werden aufgrund des Hintergrundwissens und der beschriebenen Forschungslücken folgende Fragestellungen bearbeitet:

Welches Potenzial hat intergenerationelles Wohnen für ältere und alte Menschen in Bezug auf deren Sozialkapital? Inwiefern kann intergenerationelles Wohnen das Sozialkapital positiv beeinflussen?

Welche Nachteile sehen die älteren und alten Menschen in intergenerationellen Wohnformen? Welche Risiken ergeben sich durch intergenerationelle Wohnformen für die älteren und alten Menschen in Bezug auf das Sozialkapital?

Wie kann Soziale Arbeit in ländlichen intergenerationellen Wohnprojekten einen nachhaltigen, positiven Einfluss auf das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nehmen?

1.3 Praxisrelevanz

Wie Stefanie Debiel (2018) ausführt, sind im ländlichen Raum tätige Professionelle der Sozialen Arbeit gefordert, sich mit den ländlichen Strukturen und den entsprechenden Herausforderungen auseinanderzusetzen und sich ein spezifisches, vertieftes Fachwissen dazu anzueignen (S. 113). Die Soziale Arbeit muss es verstehen, vernetzt und vernetzend zwischen den Institutionen, den Generationen sowie den einzelnen Individuen zu vermitteln (ebd.). Der Berufskodex der Sozialen Arbeit Schweiz legt in Art. 5 Abs. 2 dar, dass die Soziale Arbeit dazu verpflichtet ist, auf das gegenseitig unterstützende Einwirken der Menschen auf die anderen Menschen in ihren sozialen Umfeldern abzielen und damit soziale Integration zu bestreben (AvenirSocial, 2010, S. 6). Mit den Folgen des demografischen Wandels wird diese Denk- und Handlungsweise für die Soziale Arbeit aus Sicht der Autorinnen an Bedeutung gewinnen und entsprechendes empirisches Wissen wird vermehrt gefragt sein.

Gemäss Hannelore Kleiss (2008) hat die Soziale Arbeit auch beim Aufbau und bei der Stärkung des Sozialkapitals eine vermittelnde Bindegliedfunktion (S. 8). Professionelle der Sozialen Arbeit bringen sich mit ihrer Fachkompetenz in verschiedene und nicht nur dem Sozialbereich zugeordnete Politikbereiche ein. Sie haben den Blick dabei planend und gestaltend in die Zukunft gerichtet. Eine interessante Herausforderung und Aufgabe der Sozialen Arbeit ist es, Menschen im Engagement für soziale Ziele zusammenzubringen und zu gemeinsamer Arbeit zu befähigen (ebd.). In intergenerationellen Wohnformen soll die Soziale Arbeit diese Befähigung zum gemeinsamen Engagement der Bewohnenden unterstützen.

1.4 Fokussierung und Abgrenzung

In der vorliegenden Arbeit wird der Einfluss der intergenerationellen Wohnform auf das Sozialkapital fokussiert. Auf ökonomische Aspekte und den gesamtgesellschaftlichen Wert des intergenerationellen Wohnens wird nicht eingegangen. Zudem wird der Bedarf an intergenerationellen Wohnformen in der vorliegenden Bachelorarbeit nicht untersucht, da dieser bereits durch das Programm «Modellvorhaben Nachhaltige Raumentwicklung 2014-2018» vom Bund zur Schaffung von ausreichenden und bedarfsgerechten Wohnangeboten bestätigt wurde (Bundeskanzlei, 2017, S. 45). Um der Arbeit Tiefe und Qualität zu verleihen, werden die Autorinnen nur auf die älteren und alten Bewohnenden eingehen. Weitere Altersgruppen von Bewohnenden werden nicht befragt. Zudem wurde im Jahr 2015 eine Bachelorarbeit zum Thema des intergenerationellen Wohnens verfasst, die sich explizit der Sichtweise der jüngeren Generationen widmet. Ebenfalls werden das genossenschaftliche Bauen und Wohnen nicht weiter aufgegriffen. Die Autorinnen verzichten weiter darauf, das intergenerationelle Wohnen mit anderen gängigen Wohnformen, wie dem Alterswohnheim oder privaten intergenerationellen Mehrfamilienhäusern zu vergleichen. Das abgeleitete Wissen dieser Arbeit soll für die Soziokulturelle Animation, die Sozialpädagogik wie auch die Sozialarbeit gelten. Die Autorinnen konzentrieren sich nicht auf eine Fachrichtung.

1.5 Aufbau der Arbeit

An dieser Stelle soll eine Übersicht über den Aufbau der vorliegenden Arbeit geboten werden. Beginnend mit dem Theorieteil werden die für die Arbeit bedeutenden Begriffe definiert und in einen konzeptuellen Kontext gestellt. Der Theorieteil soll der Leserschaft die theoretische Herleitung des Forschungsgegenstandes aufzeigen. Im empirischen Teil wird zu Beginn das methodische Vorgehen beschrieben. Dabei wird auf das Sampling, die Datenerhebung, die Datenaufbereitung und die Datenauswertung eingegangen. Anschliessend folgt die Präsentation der Forschungsergebnisse, welche sich aus den durchgeführten Interviews ergeben. In der Diskussion der Forschungsergebnisse wird schliesslich der Bezug zu den theoretischen Überlegungen hergestellt. Die Autorinnen beantworten in den Schlussfolgerungen die Fragestellungen und gehen auf die Bedeutung der Ergebnisse für die Praxis der Sozialen Arbeit ein. Abgerundet wird diese Arbeit mit einer persönlichen Stellungnahme der Autorinnen sowie einem Ausblick für mögliche weiterführende Arbeiten.

2 Ältere und alte Menschen

Um das Thema Alter in seiner Komplexität aufzugreifen, wird in diesem Kapitel zuerst auf den demografischen Wandel als eine Ursache für die zunehmende Bedeutung des Alters eingegangen. Weiter wird die Vielschichtigkeit des Generationenbegriffs und der Generationenbeziehungen aufgezeigt. Das Kapitel schliesst mit Überlegungen zu den Lebensphasen des Alters ab. Die Autorinnen bezeichnen in Anlehnung an Höpflinger, Hugentobler und Spini (2019, S. 15) die 65- bis 79-Jährigen als ältere und die über 80-Jährigen als alte Menschen.

2.1 Demografischer Wandel

Aus dem Bericht des Bundesrats zum demografischen Wandel der Schweiz vom 9. Dezember 2016 wird deutlich, welche bedeutende Rolle dieser Wandel einnimmt: neben der Digitalisierung, der Individualisierung und der Globalisierung wird der demografische Wandel als einer der Megatrends unserer Zeit gehandelt (Bundeskanzlei, 2017, S. 8). Innerhalb des demografischen Wandels der Schweiz stellen vor allem die Zunahme der älteren und alten Bevölkerung und die steigende Lebenserwartung markante Veränderungen dar (S. 4). Aktuelle Zahlen von 2020 berichten von einem vermuteten 30% Anstieg der Bevölkerung ab 65 Jahren zwischen 2020 und 2030 (Bundesamt für Statistik (BFS), 2020, S. 1). Dieses auffallende Wachstum ist auf die geburtenstarken Babyboom-Jahrgänge zurückzuführen, die das Rentenalter erreichen (ebd.). Die Anzahl alter Menschen ab 80 Jahren wird in den folgenden Jahrzehnten gemäss einer Analyse des BFS aus dem Jahr 2015 ebenfalls schnell zunehmen (BFS, 2015, S. 12-13). Im Jahr 2045 werden in der Schweiz laut Referenzszenario 1.06 Millionen Menschen leben, die älter als 80 Jahre sind (ebd.). Feuerstein und Leeb (2015) bezeichnen die Alterung der Bevölkerung als einen mehrschichtigen Prozess, der die Relation der Altersgruppen zueinander verändert: Der prozentuale Anteil jüngerer Altersgruppen sinkt, der prozentuale Anteil der älteren Altersgruppen hingegen steigt an (S. 19). Vermutet wird ein rasanter Anstieg der 65-jährigen und älteren Personen im Vergleich zu den jüngeren Altersgruppen im Zeitraum von 2015 bis 2045 (BFS, 2015, S. 11), wie Abbildung 2 darstellt:

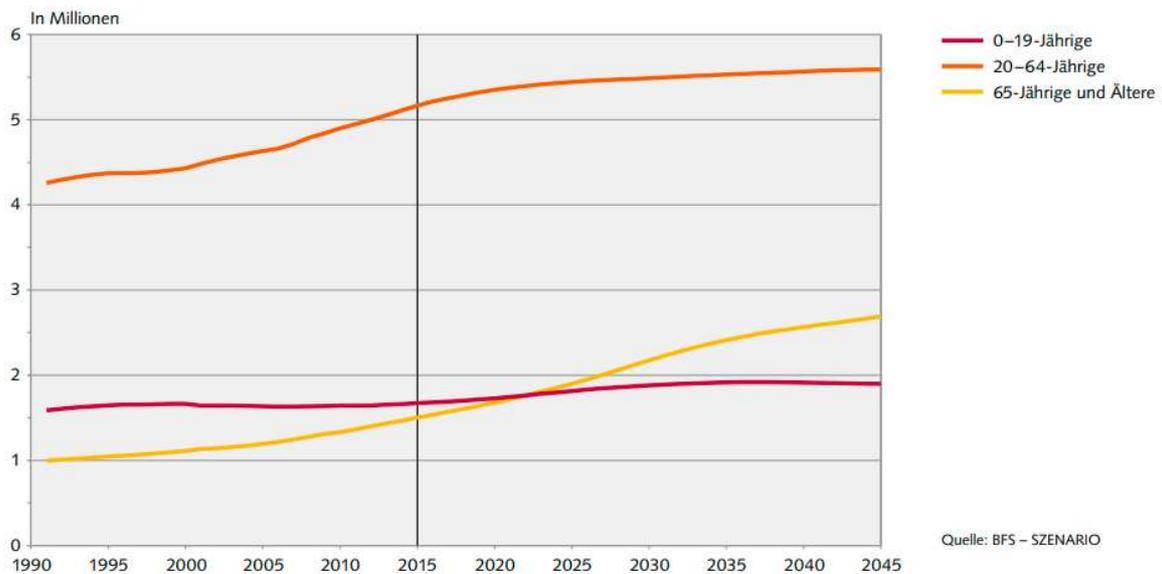


Abbildung 2: Entwicklung der ständigen Wohnbevölkerung bei den wichtigsten Altersgruppen (Quelle: BFS, 2015, S. 11)

Laut Höpflinger, Hugentobler und Spini (2019) gehen Expertinnen und Experten davon aus, dass die Lebenserwartung in hoch entwickelten Regionen mit ausgebauter sozio-medizinischer Versorgung weiter ansteigen wird (S. 20). Diese Entwicklung ist auf medizinische Fortschritte als auch auf soziale Entwicklungen, wie ein besseres Bildungsniveau, sowie die verbesserte wirtschaftliche Absicherung zurückzuführen. Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung lebt nicht nur lange, sondern verfügt auch im höheren Lebensalter über eine gute Gesundheit (ebd.). Die Werte zur subjektiv eingeschätzten Gesundheit sind entsprechend hoch: 2018 stuften 76% der zu Hause lebenden älteren und alten Menschen ihre Gesundheit als gut bis sehr gut ein (S. 31).

2.2 Generationenbegriff

Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und den daraus ausgelösten gesellschaftlichen Veränderungen haben Generationenbeziehungen in den letzten Jahrzehnten eine besondere Brisanz und Aktualität erhalten (Pasqualina Perrig-Chiello, 2008, S. 11). Durch eine längere Lebensdauer bei gleichzeitigem Geburtenrückgang, hohe Scheidungsraten und die Entstehung neuer Familien- und Lebensformen kam es zu sichtbaren Veränderungen in familialen und gesellschaftlichen Verhältnissen (ebd.). Der aktuell beobachtbare Geburtenrückgang führt zu einer Verlangsamung der Erneuerung der Generationen, so dass familiäre Generationenketten enden, wenn keine Nachkommen existieren (François Höpflinger, Philippe Wanner & Mathias Lerch, 2008, S. 45-46). Eine späte Familiengründung führt zudem zu ausgedehnten Generationenabständen (ebd.). Eine weitere Herausforderung zwischen Generationenbeziehungen kann die sogenannte Generationenambivalenz darstellen. Generationenambivalenz meint, dass in Generationenbeziehungen gleichzeitig konflikthafte und

solidarische Einstellungen und Verhaltensweisen wie Liebe und Hass, Eigenständigkeit und Abhängigkeit sowie Nähe und Distanz vorkommen können (Kurt Lüscher et al., 2017, S. 16). Erklären lässt sich diese Generationenambivalenz unter anderem dadurch, dass die jüngeren Generationen realisieren, dass sie in vielerlei Hinsicht anders alt werden als ihre Elterngeneration (Höpflinger, 2020, S. 9). Auch die älteren Generationen bemerken, dass ihre Erfahrungen für nachkommende Generationen nicht mehr bestimmend sein können (ebd.). Wie Perrig-Chiello (2008) ausführt, kann in intergenerationellen Beziehungen davon ausgegangen werden, dass diese sich im familialen wie auch im ausserfamilialen Rahmen zunehmend komplexer und unsicherer zeigen (S. 11). Höpflinger (2004) bestätigt diese Komplexität und Unsicherheit, indem er das in Generationenbeziehungen oft vorherrschende Muster der Intimität auf Distanz erwähnt (S. 115).

Eingehend auf den Generationenbegriff führt Höpflinger (2016) aus, dass es kein menschliches Leben ausserhalb von Generationenbeziehungen gibt (S. 1). Innerhalb dieser Generationenbeziehungen, welche sich durch die Form und Dynamik der wechselseitigen, rückbezüglichen Prozesse der Orientierung, der Beeinflussung, des Austauschs und des Lernens zwischen den Angehörigen von zwei oder mehr Generationen definieren (S. 2), ist das einzelne Individuum immer in mehrere Formen von Generationenzusammenhängen eingebunden (S. 4). Lüscher et al. (2017) fügen hinzu, dass Menschen sich selbst oder andere in gewissen Situationen als Angehörige von Generationen sehen und damit die Vorstellung verbinden, dass diese Generationenzugehörigkeit für die soziale Identität und das Handeln der Menschen bedeutsam ist (S. 5). Das Ausmass dieser Zuschreibung hängt von der Situation, den Aufgaben und der sozialen Umwelt ab (ebd.). Die Einbettung des Individuums in verschiedene Formen von Generationenzusammenhängen deutet es an: Es gibt keine alleingültige Definition des Begriffs Generation. Höpflinger (2008) leuchtet den Begriff Generation aus und erläutert, dass dieser in der Forschung in vier unterschiedlichen Zusammenhängen gesehen und benutzt wird (S. 23-34). Einerseits wird der Begriff verwendet, um die Abstammung in Familien zu unterscheiden. Hierbei werden beispielsweise Unterscheidungen der Familienrollen oder Ahnen vorgenommen. Weiter wird der Begriff Generation als pädagogisch-anthropologische Kategorie genutzt, um das Verhältnis zwischen der vermittelnden und der aneignenden Generation zu beschreiben. Die dritte Definitionsvariante zeigt sich in der Diskussion wohlfahrtsstaatlicher Verteilungsprozesse zwischen den Altersgruppen, namentlich bei der Altersversorgung. Als vierter und letzter Zusammenhang wird mit dem zeitgeschichtlich-gesellschaftlichen Generationenbegriff die Nutzung der Generation zur Untersuchung kollektiver, historischer oder sozialer Gruppierungen erwähnt, welche aufgrund gemeinsamen Aufwachsens gemeinsame Interessen oder kulturelle Ausrichtungen zeigen (ebd.). In der vorliegenden Arbeit beziehen sich die Autorinnen vor allem auf den zeitgeschichtlich-gesellschaftlichen Generationenbegriff, weil dieser auf die kulturellen und sozialen Gemeinsamkeiten

der einzelnen Generationen eingeht. Den Autorinnen fiel in der Erarbeitung des Themas jedoch auf, dass die intergenerationellen Wohnformen den Generationenbegriff nicht eindeutig definieren oder ganz auf eine Definition verzichten.

Höpflinger (2020) geht mit einem zeitgeschichtlich-gesellschaftlichen Generationenverständnis auf die unterschiedliche Lebensgestaltung und Wertehaltung der älteren Generationen ein und begründet diese mit deren persönlichen Erinnerungen an vergangene Gesellschafts- und Kulturepochen (S. 10). Alte Menschen über 80 Jahre, also vor 1940 Geborene wurden durch den Zweiten Weltkrieg geprägt und gestalten ihr Leben gemäss Höpflinger (2020) anders als 1950 geborene Menschen, die durch religiöse Werte, traditionelle Eheschliessung, Familiengründung und überaus höfliche Verhaltensweisen geprägt wurden (S. 10). Grundsätzlich findet sich bei den älteren Generationen jedoch zunehmend eine Kombination traditioneller und moderner Werte (ebd.).

2.3 Lebensphasen im Alter

Das Alter wird zu einer grossen gesellschaftlichen Herausforderung und zu einem Querschnittsthema, das sich auf alle Gesellschaftsbereiche auswirkt (Urs Treppe, Klaus Schroeter & Andreas Pfeuffer, 2017, S. 7). Trotz der verstärkten Thematisierung des Alters fällt es zunehmend schwer, klare und abgrenzende Bestimmungsfaktoren für das Alter zu benennen (Gertrud Backes & Wolfgang Clemens, 2013, S. 56). Eine neue Unübersichtlichkeit wird zudem durch die Abkehr vom kalendarischen Alter hin zum funktionalen Alter und die fortschreitende Individualisierung und zunehmende Pluralisierung der Lebensformen geprägt (ebd.). Individualisierung nach Matthias Junge (2002) meint, dass das Individuum zum zentralen Bezugspunkt für sich selbst und die Gesellschaft wird und die Autonomie des Einzelnen in den Mittelpunkt rückt (S. 7-10). Gemäss Perrig-Chiello (2008) werden Werte und Rollenvorstellungen in gesellschaftlichen Beziehungen zunehmend hinterfragt und individualisiert (S. 11). Erwartungen an die Rollen der Partnerinnen und Partner, Kinder, Eltern und Grosseltern werden weniger starr aufgefasst und individueller definiert. Diese Veränderungen führen zu einer Diversifizierung von Biografien und einer verstärkten Destabilisierung der gewohnten Formen des Zusammenlebens (ebd.). Wie Carlo Fabian, Tobias Bischoff und Sandra Janett (2019) bestätigen, werden ältere und alte Menschen immer diverser (S. 18). Ihre Lebensstile und Lebenslagen verändern, individualisieren und verschieben sich den persönlichen Ressourcen, Interessen und Optionen entsprechend hin zu mehr Aktivität und mehr Teilhabe am Alltagsleben (Fabian, Bischoff & Janett, 2019, S. 18). Damit zusammenhängend wird das Alter zunehmend als Prozess verstanden, der sich in verschiedene Phasen aufteilen lässt und gestaltbar ist (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 27). Wie Eveline Althaus und Angela Birrer (2019) erläutern, verlaufen diese Phasen nicht linear, sondern sind dynamisch und individuell (S. 18). Das dynamische Leben ist geprägt durch immer wieder neue

Herausforderungen, mit denen das Individuum konfrontiert wird (Althaus & Birrer, 2019, S. 18). In der Konfrontation mit Herausforderungen können Individuen durch gewinnbringende Veränderungen eine Verbesserung des Lebens bewirken und somit ihr Sozialkapital ausschöpfen (ebd.). Höpflinger (2020) beschreibt die vermehrte Möglichkeit, sich im Alter neu auszurichten (S. 9). Die moderne Pensionierung beinhaltet nicht mehr nur Ruhestand und Rückzug sondern auch Aktivität sowie vielfältige, bunte Möglichkeiten. Es können sich neue Chancen ergeben und die vorhandene Zeit kann genutzt werden, um vernachlässigte Interessen und Kompetenzen wie soziale Kontakte, Hobbies und Bildung auszuleben (ebd.). Die älteren Generationen scheinen die Konzepte des lebenslangen Lernens und der ständigen Auseinandersetzung mit Neuerungen verinnerlicht zu haben (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 27).

3 Bedeutung des Sozialkapitals

Wie Axel Franzen und Markus Freitag (2007) ausführen, werden Individuen in ihren Einstellungen, Werten und Handlungen von ihrem sozialen Umfeld beeinflusst (S. 7). Umgekehrt richten Individuen ihre Handlungen im Hinblick auf deren Wirkung auf ihr soziales Umfeld aus. Ein zentraler Begriff innerhalb dieser von Franzen und Freitag erläuterten Grundvorstellung der Soziologie ist der des Sozialkapitals (ebd.). Das Konzept des Sozialkapitals hat sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend verbreitet und wird von verschiedenen Theoretikerinnen und Theoretikern unterschiedlich verstanden und angewendet. In diesem Kapitel soll in einem ersten Schritt das Verständnis des Sozialkapitals, wie es in der vorliegenden Arbeit verwendet wird, definiert und dessen Bedeutung ausgeleuchtet werden. Anschliessend wird auf das Sozialkapital in Verbindung mit Nachbarschaft eingegangen. Das Kapitel schliesst mit Überlegungen zum Sozialkapital als Handlungsfeld der Sozialen Arbeit ab.

3.1 Verständnis des Sozialkapitals

Hanspeter Kriesi (2007) zufolge bezeichnet Sozialkapital eine spezifische Form von Ressourcen, welche in sozialen Beziehungen verankert ist (S. 24). Die allgemeine Definition und Verwendung von Sozialkapital unterscheidet zwei Ebenen (Sonja Haug, 1997, S. 39-40). Auf der individualistischen und netzwerktheoretischen Ebene wird das Sozialkapital als eine instrumentell einsetzbare, individuelle und von anderen Personen abhängig verfügbare Ressource verstanden. Auf politischer Ebene hingegen wird das Sozialkapital oder das Vertrauensniveau einer Gesellschaft als Ressource der gesamten Gemeinschaft angesehen, mit welcher gemeinschaftliche Probleme eher gelöst werden können (ebd.).

Ein Vertreter der individualistischen und netzwerktheoretischen Ansätze ist Pierre Bourdieu. Sein Verständnis von Sozialkapital ist für diese Arbeit bedeutend. Bourdieu (1983; zit. in Franzen & Freitag, 2007) definiert das Sozialkapital als «die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes oder Anerkennens verbunden sind» (S. 10). Es handelt sich beim Sozialkapital folglich um Ressourcen, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe ergeben. Nach Bourdieus Definition lässt sich das Sozialkapital individuell auf den einzelnen Menschen bezogen betrachten (ebd.). Das Sozialkapital, als individuelle Handlungsressource gesehen, entsteht durch eine überlegte Teilhabe an Beziehungsnetzen (S. 15). Um das Sozialkapital nachhaltig beizubehalten ist die Pflege dieser Beziehungsnetzwerke zentral. Diese Netzwerke sind jedoch nicht von vornherein gegeben und deshalb mit stetiger Arbeit verbunden. Der Umfang des Sozialkapitals hängt von der Grösse des Beziehungsnetzwerks, der Ressourcenausstattung und dem Ruf der Bekanntschaften ab (S. 16). Sozialkapital beschreibt auch die produktive Nutzung zwischenmenschlicher Beziehungen und

fördert die individuelle Produktivität zur Zielerreichung (Bourdieu, 1983; zit. in Franzen & Freitag, 2007, S. 25). Jane Jacobs (1961; zit. In Sonja Haug, 1997) bezieht sich bei ihrer Definition des Sozialkapitals auf den Bau von Wohnsiedlungen und legt ihr Augenmerk dabei differenziert auf das Gemeinschaftsgefühl und die daraus entstehenden Beziehungsnetze, welche durch den Bau eines Wohngebietes entstehen können (S. 5). Jacobs betont die Wichtigkeit der effektiven und professionellen Planung von Siedlungen, damit das Sozialkapital gefördert wird und sich soziale Netzwerke entwickeln können (ebd.).

Das Sozialkapital wird nach Freitag (2014) in eine strukturelle und eine kulturelle Dimension unterteilt (S. 18). Wie Abbildung 3 darstellt, finden sich in der strukturellen Komponente verschiedene Formen von sozialen Netzwerken wieder. Die kulturelle Komponente umfasst die gesellschaftlichen Normen und Werte sowie das zwischenmenschliche Vertrauen (ebd.).

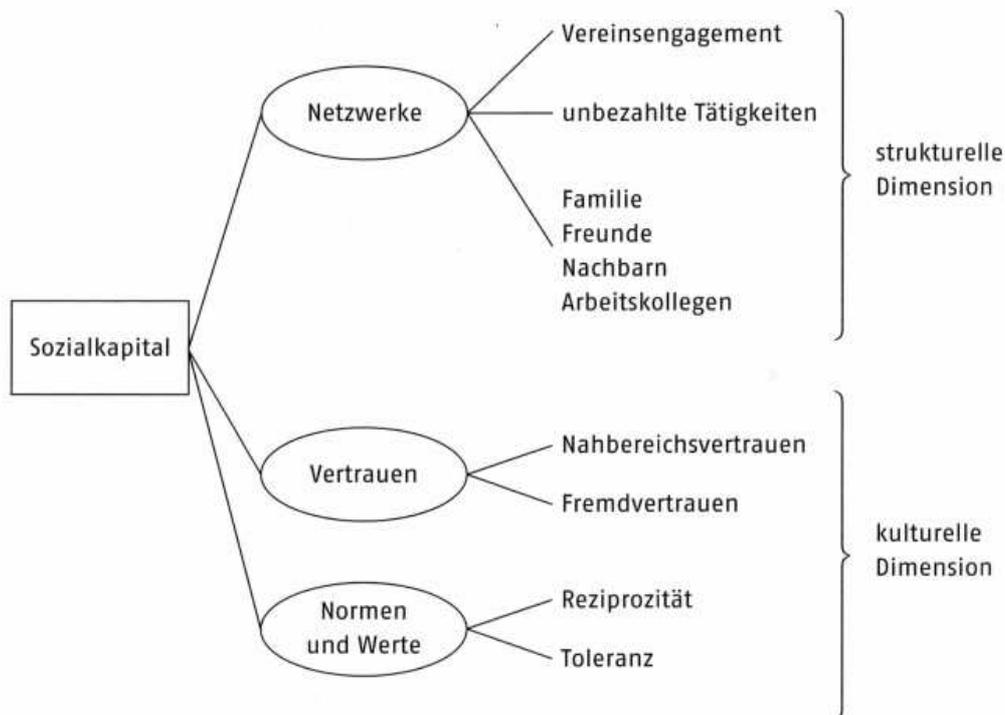


Abbildung 3: Formen des sozialen Kapitals (Quelle: Freitag, 2014, S. 20)

Die sozialen Netzwerke als strukturelle Dimension beschreiben die Bindungen zwischen Individuen (Freitag, 2014, S. 18-19). Diese Bindungen sind durch eine vertrauensvolle Kooperation und sozialen Zusammenhalt geprägt. In den sozialen Netzwerken werden die formellen Netzwerke, zu denen Vereine oder Freiwilligenorganisationen zählen, von den informellen Netzwerken, zu denen die Bekanntschaften zu Nachbarn, Familien oder Freunden zählen, unterschieden (ebd.). Eine Beziehung in formellen Netzwerken ist oftmals verbindlich, da in Vereinen Ziele und Regeln festgelegt sind (S. 20). In informellen Netzwerken hingegen ist die Dauerhaftigkeit der Beziehungen nicht garantiert, da diese

individuell gestaltbar sind (Freitag, 2014, S. 20). Das Individuum kann seine Ressourcen in informellen Netzwerken jedoch optimal nutzen und einsetzen (ebd.). Kenneth Newton (1999; zit. in Freitag, 2014) betont, dass das soziale Zusammenleben von Familien, Freunden, Nachbarn und Arbeitskolleginnen und -kollegen einen grossen Einfluss auf die individuellen Grund- und Wertehaltungen hat. Dieser Einfluss zeigt sich in Form des Vertrauens, der Reziprozität und der Kooperationsfähigkeit (S. 20-21). Die informellen Beziehungen zu Familien, Freunden und Nachbarn sind zwar intensiv, in deren Pflege aber auch sehr zeitaufwändig. Für die Entwicklung des individuellen Sozialkapitals sind informelle Beziehungen von grösserer Bedeutung als Beziehungen aus formellen Netzwerken (ebd.).

Die kulturelle Dimension des Sozialkapitals bezeichnet das zwischenmenschliche Vertrauen als Grundlage dauerhafter Kooperation und gegenseitiger Hilfe (James Coleman, 1994 & Eric Uslaner, 2002; zit. in Freitag, 2014, S. 22). Vertrauen lässt sich dementsprechend als Mechanismus verstehen, der gewinnbringende, dauerhafte und wechselseitige Kooperationsbeziehungen umfasst (Freitag, 2014, S. 22). Es werden zwei Arten des Vertrauens unterschieden: Das Nahbereichsvertrauen geht auf persönliche Kenntnisse und geteilte Lebens- und Erfahrungswelten der zu vertrauenden Personen ein. Es handelt sich hierbei um eine überblickende soziale Einheit wie die Familie, Freunde, Nachbarn und Arbeitsteams (ebd.). Das Fremdvertrauen meint hingegen die Ausdehnung auf unbekannte Adressatenkreise und deren situationsunabhängige Geltung (S. 23). Die kulturelle Dimension umschliesst weiter die gemeinschaftsbezogenen Werte und Normen der Reziprozität und der Toleranz. Toleranz meint Bereitschaft zu moralischen und sozialen Verpflichtungen (ebd.). Das Wesen der Toleranz beinhaltet zunächst die Ablehnung von Personen oder Gruppen in ihren Handlungen, Interessen und Meinungen (S. 24). Diesen Personen oder Gruppen werden trotz der Ablehnung ausgewählte Rechte eingeräumt. Reziprozität ist gekennzeichnet durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Hilfe- und Unterstützungsleistungen werden zurückgegeben und nicht einseitig ausgenutzt (ebd.). Besonders der Wert der Reziprozität ist in dieser Arbeit im Zusammenhang mit älteren und alten Menschen in intergenerationellen Wohnformen relevant und wird in den nachfolgenden Kapiteln ausgeführt.

Neben den positiven Eigenschaften und Auswirkungen kann Sozialkapital gemäss Christian Deindl (2005) auch negative Eigenschaften haben (S. 4). So profitieren kriminelle Vereinigungen durch ihre Gruppennormen von ihrem hohen Sozialkapital, welches sich auf gesellschaftlicher Ebene negativ auswirken kann. Ebenso besteht das Risiko der negativen Auswirkungen auf der individuellen Ebene. Durch die gleichen Mechanismen, die Sozialkapital für die einen entstehen lassen, können andere davon ausgeschlossen werden, indem es für Aussenstehende problematisch sein kann, Zugang zu einer

Gruppe zu erhalten (Deindl, 2005, S. 4). Zudem können Verpflichtungen innerhalb einer Gruppe den individuellen Erfolg des Einzelnen verhindern (ebd.).

3.2 Sozialkapital durch soziale Netzwerke

Gemäss Dorothea Jansen (2003) ist ein Netzwerk eine Verbindung zwischen Personen, die durch verlaufende Beziehungen entsteht (S. 58). Durch soziale Beziehungen erfahren einzelne Menschen direkt einen sozialen Zusammenhalt (Dominique Moisl, 2019, S. 9) und somit einen Gewinn, der von der Grösse, der Intensität und der eigenen Position im Netzwerk abhängt (Jansen, 2003, S. 105). Dieses entstandene Sozialkapital meint Unterstützungsleistungen wie praktische Arbeitshilfe bei anstehenden Aufgaben, materielle Unterstützung, Informationen und Beratung, aber auch Anerkennung und Zugehörigkeitsbewusstsein, Orientierung für adäquates Verhalten, Geborgenheit sowie Ermutigung in schwierigen Lebenssituationen (Moisl, 2019, S. 9).

Wie Backes und Clemens (2013) ausführen, hat der Alternsprozess Einfluss auf die sozialen Beziehungen und Netzwerke (S. 77). Ein funktionierendes soziales Netzwerk gewinnt im Alter an neuer Bedeutung, weil die älteren und alten Menschen häufiger hilfe- und pflegebedürftig sind und das Netzwerk eine zentrale Quelle von Unterstützung sein kann. Dabei gestalten sich die sozialen Beziehungen und Netzwerke im Alter abhängig von der Familienzusammensetzung, den Möglichkeiten, Kontakte ausserhalb der Familie auch im hohen Alter aufrecht zu erhalten und der regionalen Erreichbarkeit dieser Kontakte (ebd.). Die Familie hat hierbei häufig Priorität, doch spielen auch Nachbarn, Freunde und Bekannte eine wichtige Rolle. Je differenzierter das Netzwerk der älteren und alten Personen ist, desto eher können passende Unterstützungsleistungen ausgemacht werden (S. 78). Beziehungen zu Freunden haben im Alter einen hohen Stellenwert für das subjektive Wohlbefinden (S. 79). Besonders alleinstehende Frauen sehen in Freundschaften ergänzende und unterstützende Beziehungen, vor allem auch auf emotionaler Ebene. Freundschaftsbeziehungen vermitteln soziale Anerkennung und bieten eine Plattform, um Gefühle auszutauschen und die Freizeit gemeinsam zu gestalten. Nachbarschaftliche Beziehungen hingegen bieten kleinere Hilfeleistungen an und sind für einen Austausch im häuslichen Bereich bedeutend (ebd.). Grundsätzlich wirkt sich ein soziales Netzwerk, das emotionale und instrumentelle Unterstützung anbietet, positiv auf die physische und psychische Gesundheit aus (Nicole Bachmann, 2014; zit. in Höpflinger, 2020, S. 27).

Zu Hause lebende ältere und alte Menschen weisen oft nur wenige und schwache ausserfamiliale Sozialbeziehungen auf (Höpflinger, 2020, S. 34). Jedoch wird nur eine geringe Minderheit alter und älterer Menschen als sozial isoliert eingestuft. Es wird eher von einer Tendenz zur sozialen Isolation gesprochen, da ältere und alte Menschen sich auf wenige Bezugspersonen konzentrieren oder sie sich

aufgrund ihrer Mobilität in ihre eigene Wohnung zurückziehen (Höpflinger, 2020, S. 34). Somit steigt der Anteil der sozial isolierten Menschen mit dem Alter tendenziell an, hat aber nicht mit dem Alter per se zu tun. Dahinter stecken meist vorhandene soziale Lücken, die im hohen Alter zur sozialen Isolation führen können. Dennoch zeigt sich bei den älteren und alten Menschen oft eine hohe Zufriedenheit mit ihren persönlichen Beziehungen, wie Abbildung 4 darstellt. Diese Zufriedenheit kann darin gründen, dass im Alter eher die Qualität einer Beziehung und weniger die Quantität bewertet wird (ebd.).

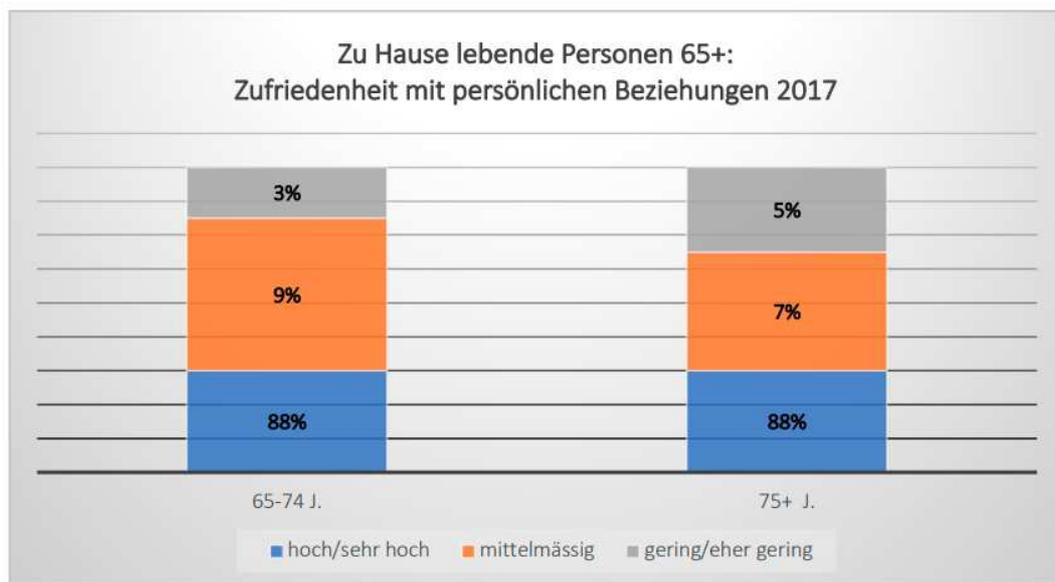


Abbildung 4: Zufriedenheit mit persönlichen Beziehungen (Quelle: Höpflinger, 2020, S. 35)

3.3 Sozialkapital und Nachbarschaft

Um das Sozialkapital älterer und alter Menschen zu stärken wird zunehmend die Frage zentral, welche Hilfsangebote von ihnen in Zukunft nachgefragt werden und welche Angebote fehlen (Alexander Seifert, 2016, S. 1). Neben den professionellen Hilfen und Unterstützungsangeboten der Gemeinden und gemeinnützigen Trägerschaften stellt sich die Frage, ob und inwieweit die Bevölkerung selbst als Ressource für die Unterstützung älterer und alter Menschen berücksichtigt werden kann und sollte (ebd.). Auf das Wohnen im Alter bezogen betont Höpflinger (2014; zit. in Seifert, 2016) die für viele ältere und alte Menschen hohe Bedeutung der Nachbarschaft als Ressource zur Hilfe sowie die Wichtigkeit der Nachbarschaftskontakte als Vermittlung von Sicherheit (S. 7).

Als Nachbarschaft definieren Bettina Brüscheiler, Ulrike Hüllemann und Christian Reutlinger (2015) die Gesamtheit der Nachbarinnen und Nachbarn, genauer derjenigen Personen, deren Haus oder Wohnung an das eigene Zuhause angrenzt oder in der Nähe eines anderen gebaut ist (S. 23). Die Nachbarschaft bezeichnet somit einen sozialen Zusammenhang (ebd.). Sie verweist einerseits auf ein

bestimmtes Beziehungsverhältnis und andererseits auf die räumliche Nähe der betrachteten Personen (Hüllemann, Brüscheiler & Reutlinger, 2015, S. 23). Seifert (2016) beschäftigt sich mit dem Nachbarschaftsbegriff im Kontext älterer und alter Menschen und definiert Nachbarschaft als «soziale Gruppe, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes interagiert» (S. 2). Die Ressource der sozialen Nachbarschaft kann laut Seifert zu einem besseren Wohlbefinden und einer besseren Gesundheit im Alter beitragen und stellt eine wichtige Rolle bei alltagspraktischen Aufgaben dar (ebd.). Nachbarschaften, soziale Netzwerke sowie Aktivitäten von Solidarität und des gegenseitigen Austausches werden von Christian Spatscheck (2019) als zentrale Voraussetzungen für den Zusammenhalt von Gesellschaften und Gemeinschaften sowie die Entwicklung von Ressourcen betrachtet (S. 48).

Der Aspekt der sozialen und gegenseitigen Achtsamkeit und Wachsamkeit kann eine gewichtige Ressource für ein selbstständiges Wohnen im hohen Alter sein (Seifert, 2016, S. 2). So kann eine funktionierende Nachbarschaftshilfe gerade für vulnerable ältere und alte Menschen bedeutsam sein (ebd.). Höpflinger (2014; zit. in Seifert, 2016) grenzt aber ein, dass die Nachbarschaftshilfe bei länger andauernder Pflege weniger geeignet ist, da sie dabei stark strapaziert wird (S. 8). Dennoch kann hier der Aspekt der Achtsamkeit wirken, wenn beispielsweise Auffälligkeiten im Tagesablauf bemerkt werden und die betroffene Person daraufhin angesprochen wird (ebd.).

3.4 Sozialkapital und Soziale Arbeit

Kleiss (2008) beschäftigt sich in einem Aufsatz mit der Frage «Sozialkapital stärken - eine Aufgabe der Sozialen Arbeit?» und kritisiert darin, dass die Soziale Arbeit soziale Beziehungen bislang kaum in grösseren Zusammenhängen thematisiert (S. 2). Die hoch relevante Funktion der Sozialen Arbeit in der Stärkung von Gemeinschaften und sozialen Netzwerken hat immer noch grosses Verbesserungspotenzial (S. 4). Die vielseitigen Kompetenzen der Sozialen Arbeit bieten sich im Aufbau und der Stärkung von Sozialkapital an, indem die Professionellen eine vermittelnde Bindegliedfunktion einnehmen und den Blick planend und gestaltend in die Zukunft richten (S. 8). Dabei ist es besonders hilfreich, als Professionelle der Sozialen Arbeit generalistisch zu denken und zu arbeiten und über Wissen in vielen Bereichen, statt Spezialwissen im Detail zu verfügen (ebd.). Eine grosse Herausforderung für die Soziale Arbeit in der Stärkung des Sozialkapitals ist es, den gewohnten eher defizitorientierten Blick, der hilfreich für die Ableitung von Ansprüchen ist, in einen ressourcenorientierten Blick umzuwandeln (S. 11). Dieser Blick muss sich vermehrt auf die Möglichkeiten zur Wirkung auf Strukturen und Rahmenbedingungen ausrichten und grundsätzlich eine verstärkt präventive Orientierung einnehmen (ebd.). Kleiss grenzt jedoch klar ein, dass die Stärkung von Sozialkapital die Arbeit an Defiziten in den gesellschaftlichen Strukturen nicht ersetzen kann

(Kleiss, 2008, S. 12). Zudem muss die Soziale Arbeit in der Stärkung der Gemeinschaften stets beachten, dass Gemeinschaften neben der stärkenden, aufbauenden und schützenden Wirkung auch Gemeinheiten, Intrigen und Einschränkungen individueller Freiheiten beinhalten können (S. 4).

Um das Sozialkapital zu stärken geht Kleiss (2008) weiter auf die Partizipation ein und führt aus, dass der Kerngedanke der Partizipation die «Förderung und Zumutung von Selbstbestimmung und Mitbestimmung» auf Seiten der Adressatenschaft wie auch auf Seiten der Professionellen sein soll (S. 6). Auf individueller Ebene soll die Adressatenschaft bei der Planung und Durchführung von Hilfemassnahmen mitbestimmen können. Auf der strukturellen Ebene geht es darum, die Adressatenschaft an der Gestaltung des Lebensumfeldes zu beteiligen und die unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten in der unmittelbaren Lebensumwelt zu berücksichtigen und zu nutzen. Kritisch zu reflektieren ist hierbei, dass die grundlegenden Bedingungen und Ressourcen dafür, sich zu engagieren, ungleich verteilt sind (ebd.). Wie Wolfgang Hinte (2001; zit. in Kleiss, 2008) ergänzend ausführt, steigen der Grad der Selbsthilfekompetenz und der Grad der Bereitschaft, sich für andere zu engagieren mit der Verfügbarkeit bestimmter Ressourcen (S. 7). Diese Ressourcen sollen von der Sozialen Arbeit vor Ort gefestigt werden (ebd.).

Monika Alisch (2008) führt fünf Qualitätskriterien auf, die für eine ertragreiche Partizipation sprechen (S. 145). Die Kriterien orientieren sich an den Kompetenzen und Fähigkeiten der Teilnehmenden und die qualitative Partizipation wird als ein Prozess angesehen (S. 146). Ein erstes Kriterium stellt die konstruktive Beteiligung am Prozess dar. Das Ziel wird den eigenen Kompetenzen und Ressourcen angepasst. Das eigene Engagement zeigen zu können, beinhaltet eine aktive Prozessbeteiligung und stellt das zweite Kriterium dar. Ein weiteres Kriterium ist die Bereitschaft zur Investition, sprich Zeit- und gegebenenfalls Geldressourcen zur Verfügung zu stellen. Danach folgt das Kriterium gemeinsam an einem Strang zu ziehen. Mit Hilfe der unterschiedlichen Ressourcen der Teilnehmenden soll ein gemeinsames Ziel erreicht werden. Das fünfte und letzte Kriterium fordert, aufeinander zuzugehen und den Fokus nicht auf den eigenen Interessen zu behalten (ebd.). Alisch geht weiter auf die besondere Bedeutung der Kommunikationsaufgabe innerhalb des Gestaltungs- und Entscheidungsprozesses der Partizipation ein (S. 151). Sie sieht für die Soziale Arbeit einen Vorteil, da diese zielgruppenorientiert und interdisziplinär arbeitet und durch ihr Fachwissen Kommunikationswege eröffnen kann (ebd.).

4 Intergenerationelles Wohnen

Die prognostizierten Veränderungen der Haushaltsstrukturen der Zukunft rufen etliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen hervor (Backes & Clemens, 2013, S. 54). Durch die erläuterten Prozesse der Individualisierung und Singularisierung ist der Bedarf an kleineren Wohnungen gestiegen, so dass an Änderungen in der Wohnraumversorgung gedacht werden muss (ebd.). Das intergenerationelle Wohnen ist eine alternative Wohnform, die darauf abzielt, das selbständige Wohnen im Alter in der eigenen Wohnung und gleichzeitig soziale Einbettung sowie nachbarschaftliche Hilfeprozesse zu ermöglichen. Nachfolgend werden für diese Arbeit relevante intergenerationelle Wohnformen definiert und die Ziele beschrieben. Anschliessend wird auf die Wünsche und Bedürfnisse der älteren und alten Menschen in Bezug auf die Wohnung und Wohnumgebung eingegangen. Weiter werden die Veränderungen im Wohnungswesen aufgrund des demografischen Wandels erläutert. Das Kapitel schliesst mit den Besonderheiten des ländlichen Raums ab.

4.1 Definitionen und Ziele des intergenerationellen Wohnens

Nach Schulz-Nieswandt et al. (2012) definiert sich intergenerationelles Wohnen als Wohnkomplex, der von einer Trägerschaft initiiert wird und in dem Menschen verschiedener Generationen in eigenen Wohnungen leben (S. 35). Die Ziele des intergenerationellen Wohnens sind eine altersgemischte Bewohnerschaft (Höpflinger, 2020, S. 16) und das Ermöglichen von nachbarschaftlichen Gesellungs- und Hilfekonzepten zwischen den Generationen und den Bewohnenden mit deren unterschiedlichen Bedarfslagen (Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 35). Sidler (2020) ergänzt, dass Trägerschaften von Siedlungen, welche bewusst als intergenerationell bezeichnet werden, den Aspekt der Generationenbeziehungen in die Planung, in die Vermietung und in den Betrieb einfließen lassen sollen (S. 10). Durch niederschwellige, partizipativ gestaltete Konzepte und Angebote wie gemeinsames Kochen, Spieleabende oder Siedlungscafés sowie gemeinsam genutzte Bereiche und Räumlichkeiten soll die Generationendurchmischung entwickelt und gefördert werden. Die nachfolgende Abbildung 5 zeigt ein bauliches Konzept, in denen die Bewohnenden die Ausstattung und Anlagen der intergenerationellen Siedlung gemeinsam nutzen können.

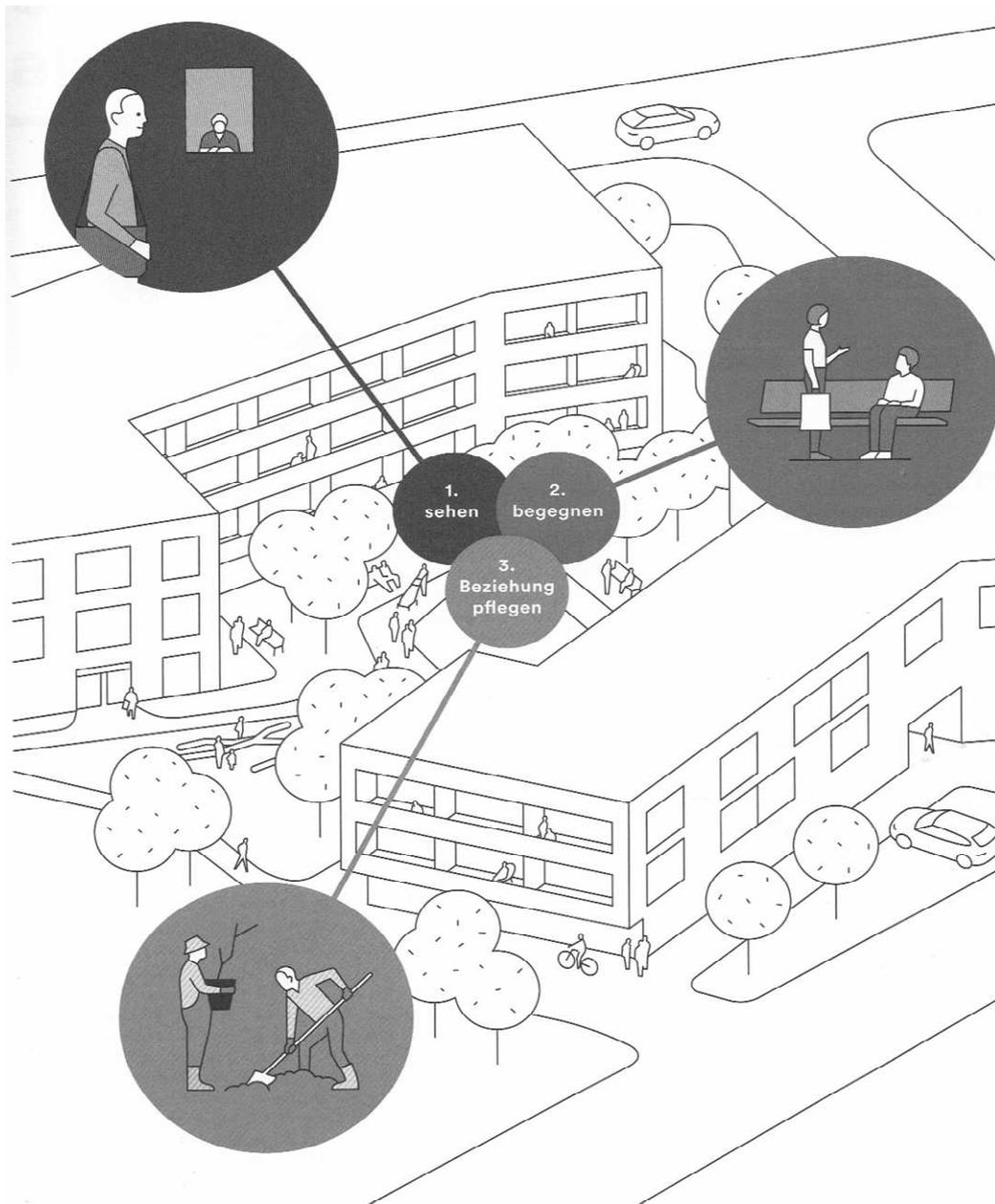


Abbildung 5: Begegnungsorte planen (Quelle: Sidler, 2020, S. 33)

Neben den intergenerationellen Siedlungen ist das Mehrgenerationenhaus eine anerkannte Form des intergenerationellen Wohnens (Sidler, 2020, S. 9). Die Bewohnenden leben in eigenen Wohnungen und teilen bestimmte Räume und Bereiche des Hauses, beispielsweise einen Garten und einen Gemeinschaftsraum. Das Zusammenleben wird aktiv gestaltet. Häufig verwalten die Bewohnenden ihre Hausgemeinschaft teilweise oder vollständig selbst (ebd.).

Die Bauweise der intergenerationellen Siedlungen und Mehrgenerationenhäuser kann unterschiedlich sein (Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 35). Grundsätzlich sollen sie über eine Vielfalt an bedarfsorientierten Wohnungen verfügen (ebd.). Neben den strukturellen Rahmenbedingungen, wie Standort und Infrastruktur bestimmen auch die baulich-architektonische Struktur, die Identifikation

der Personen mit dem Konzept der Wohnform und die gelebten Werte der Bewohnerschaft das Leben in einer intergenerationellen Siedlung oder einem Mehrgenerationenhaus, wie Abbildung 6 verdeutlicht (Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 35-36):

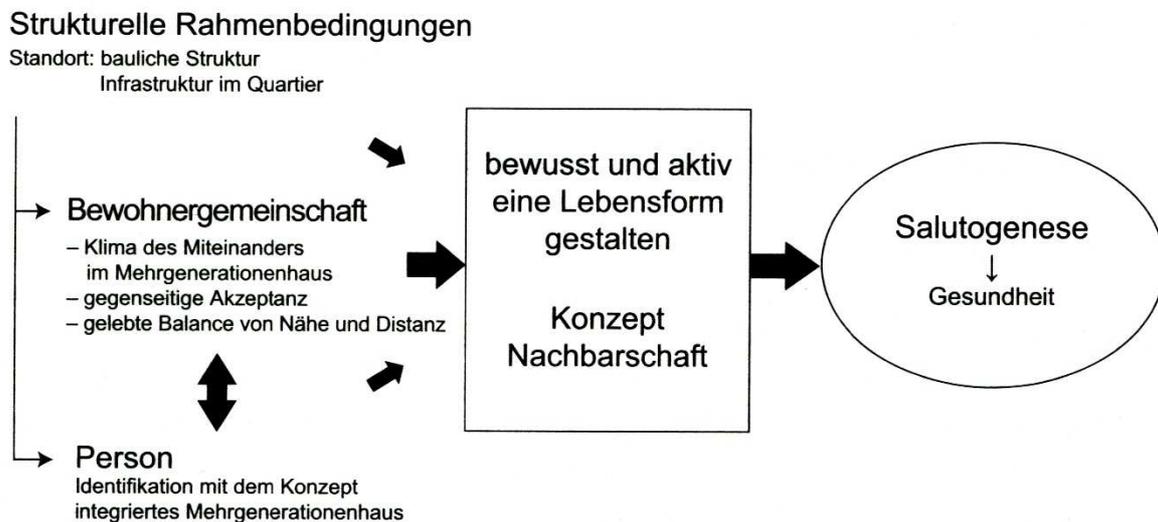


Abbildung 6: System des intergenerationellen Wohnens (Quelle: Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 36)

Hinsichtlich des Sozialkapitals wird in intergenerationellen Wohnformen ein nachbarschaftliches Gebilde geschaffen, welches Bindungen und Netzwerke mit unterschiedlichen Graden der Nähe und Vertrautheit sowie Werteordnungen und Normen als zentrale soziale Dimensionen aufweist (Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 39). Diese nachbarschaftlichen Netzwerke sind von Reziprozität bestimmt und beinhalten auch funktionale Dimensionen, wie kleine gegenseitige Hilfeleistungen oder die Entwicklung von Freundschaften, wobei die Grenzen von nachbarschaftlichen Beziehungen meist unausgesprochen sind (Birgit Wolter, ohne Datum; zit. in Feuerstein & Leeb, 2015, S. 83-84). Da die Bewohnenden eigene, für sich abgeschlossene Wohnungen haben, bestimmen sie für sich selbst das Ausmass, wie weit sie diese Lebensform aktiv gestalten, wie viel Bindung, Vertrautheit, Nähe aber auch wie viel Distanz ihnen entspricht (Schulz-Nieswandt et al., 2012, S. 39).

4.2 Bedürfnisse älterer und alter Menschen

Um eine theoretische Herleitung der Wünsche älterer und alter Menschen in Bezug auf ihre Wohnsituation zu schaffen, wird im Folgenden die biopsychosoziale Bedürfnistheorie nach Werner Obrecht eingeführt und erläutert. Anschliessend folgen zentrale Wünsche älterer und alter Menschen in Bezug auf ihre Wohnung und Wohnumgebung.

4.2.1 Bedürfnistheorie nach Werner Obrecht

Die Bedürfnistheorie nach Obrecht (2005) geht vom Menschen als biopsychosozialen Organismus aus, welcher stets damit beschäftigt ist, sich selbst zu regulieren (S. 34-35). Auslöser der Selbstregulierung sind Bedürfnisse, die zwar ins Bewusstsein der Individuen dringen und dort Anlass zur Entwicklung bewusster Ziele und Massnahmenpläne geben, jedoch als Regulationsbedarf auch dann existieren, wenn der Organismus sie nicht bewusst registriert (ebd.). Ein Bedürfnis kann als Zustand weit weg vom Zustand des Wohlbefindens verstanden werden (S. 36-37). Können Bedürfnisse nicht oder nur ungenügend befriedigt werden, kommt es zu Bedürfnisspannungen. Werden diese nicht abgebaut, können sie zu Schäden am Organismus führen. Die Bedürfnisspannungen werden durch diese hohe Bedeutung für das Überleben des Individuums zu einer dominierenden Quelle von Verhalten (ebd.). Dabei ist der Mensch als lernfähiger Organismus in der Lage, sein Verhalten in Abhängigkeit von Erfolgen und Misserfolgen bei der Kompensation von Bedürfnisspannungen anzupassen und langfristig zu optimieren (S. 40-41).

Durch die konsequente Orientierung an den Bedürfnissen der Individuen und Gruppen kann die Soziale Arbeit bedarfsgerechte Lösungen sozialer Probleme gewährleisten. Obrecht (2005) unterscheidet siebzehn Bedürfnisse, aufgeteilt in die drei übergeordneten Klassen der biologischen, der biopsychischen und der biopsychosozialen Bedürfnisse (S. 47). Für die vorliegende Arbeit besonders bedeutend sind die biopsychosozialen Bedürfnisse nach sozial(kulturell)er Zugehörigkeit durch Teilnahme, nach spontaner Hilfe sowie nach emotionaler Zuwendung (ebd.). Während die biopsychosozialen Bedürfnisse allgemein zu verstehen sind (S. 52), sind Wünsche individuelle, bewusst gewordene und durch die kognitiven Fähigkeiten ausformulierte Bedürfnisse in Form von mehr oder weniger konkreten Zielen (S. 43).

4.2.2 Wünsche in Bezug auf die Wohnung und die Wohnumgebung

Höpflinger (2004) geht auf die Wohnzufriedenheit der zu Hause lebenden Menschen ab 60 Jahren ein und vergleicht deren Einschätzung der Wichtigkeit einzelner Wohnaspekte (S. 74-76). Tabelle 1 zeigt auf, dass die Wohnung primär gemütlich sein soll. Daneben spielen die Kosten und die Nähe zu Einkaufsmöglichkeiten eine grosse Rolle. Viele ältere und alte Menschen wünschen sich zudem eine Wohnung in einer ruhigen Lage. Die Wohnung mit anderen Menschen zu teilen, kommt hingegen nur für wenige Menschen ab 60 Jahren in Frage (ebd.).

Einschätzung der Wichtigkeit

	<i>sehr wichtig</i>	<i>wichtig</i>
Wohnung muss gemütlich sein	73%	26%
Wohnung muss kostengünstig sein	53%	40%
Wohnung muss in der Nähe von Einkaufsmöglichkeiten liegen	52%	42%
Wohnung muss ruhig sein	47%	46%
Wohnung muss geräumig sein und Platz für Gäste haben	20%	53%
In der Nähe der Wohnung sollten Angehörige leben	20%	43%
In der Wohnung sollten Haustiere (Hunde, Katzen) erlaubt sein	20%	28%
Wohnung muss rollstuhlgängig sein	18%	37%
Um die Wohnung herum soll etwas los sein, Leben sein	9%	35%
Ich möchte in meiner Wohnung zusammen mit anderen Menschen wohnen	8%	22%

Tabelle 1: Subjektive Bedeutung verschiedener Wohnaspekte (Quelle: leicht modifiziert nach Höpflinger, 2004, S. 74)

Fragt man nach der allgemeinen Wohnzufriedenheit, zeigt die Untersuchung von Höpflinger (2004) eine allgemein hohe Zufriedenheit (S. 117). Die Zufriedenheit erhöht sich, wenn die älteren und alten Menschen ihre Wohnung selbst besitzen und sie die Wohnung als nicht zu klein einschätzen. Für viele ältere und alte Menschen ist ein eigener überschaubarer Haushalt ein wichtiges Merkmal der Wohlstandssteigerung, da sie die Möglichkeit geniessen, ihren Alltag auch im höheren Lebensalter noch selbstständig und selbstbestimmt gestalten zu können (S. 115). Die Wohnzufriedenheit älterer und alter Menschen sagt jedoch nicht aus, ob die Wohnung auch altersgerecht eingerichtet ist. Älteren und alten Menschen fällt es eher leicht, sich an ihre Wohnung anzupassen und sich an nicht altersgerechte Wohnbedingungen zu gewöhnen. Dadurch werden manche Wohnungsmängel nicht oder nur bedingt wahrgenommen und die geäußerte Zufriedenheit kann auch bei objektiv unpassenden Wohnbedingungen hoch sein (S. 117).

4.3 Veränderungen im Wohnungswesen aufgrund des demografischen Wandels

Eingehend auf die zu Hause lebende ältere und alte Bevölkerung lassen sich in den vergangenen Jahrzehnten wesentliche Veränderungen nachweisen (Höpflinger, 2004, S. 115). Die Anzahl an Einpersonenhaushalten hat sich erhöht und die Anzahl älterer und alter Menschen, die mit oder bei ihren Kindern wohnen, hat sich verringert (Höpflinger, 2004, S. 115). Auch das Zusammenleben mit anderen Verwandten oder Bekannten ist seltener geworden. Die Haushaltsgrösse der zu Hause lebenden älteren und alten Menschen hat sich in den letzten Jahrzehnten deshalb insgesamt deutlich verringert (ebd.). Im Jahr 1970 wohnten von den zu Hause lebenden 65-jährigen und älteren Menschen 28% in einem Haushalt mit drei und mehr Personen, im Jahr 2004 waren es noch 5% (S. 116). Wie

Gerhard Naegele (2015) ausführt, ist die angemessene und sachgerechte Ausgestaltung der Wohnbedingungen von erheblicher Bedeutung für die Lebensqualität und gesellschaftliche Teilhabe sowie die Aufrechterhaltung selbständiger Lebensführung älterer und alter Menschen (S. 229). Die zentrale Aufgabe im Wohnungswesen ist demnach die Gewährleistung einer grösseren Anzahl und Varianz von Wohnformen im Alter (Bundeskanzlei, 2017, S. 44). Diese Aufgabe kann aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden: Einerseits stellt sie sich als Herausforderung für politische Akteure und die Gesamtgesellschaft dar, andererseits kann sie als Chance zur Weiterentwicklung und Verbesserung des Lebensstandards in der Schweiz gesehen werden (ebd.).

Wie Ursula Kremer-Preiss (ohne Datum; zit. in Feuerstein & Leeb, 2015) ausführt, soll es bei altersgerechten Wohnangeboten nicht nur um das Bauen, sondern auch um die Entwicklung ganzheitlicher Konzepte gehen (S. 28). An der Gestaltung dieser Konzepte sollen möglichst viele Akteure der Zivilgesellschaft beteiligt sein. Zudem sollen integrierende, ganzheitliche Ansätze und die Orientierung an unterschiedlichen Bedarfslagen anstelle von standardisierten Lösungen in den Fokus geraten (ebd.), damit auch eher vulnerable Bevölkerungsgruppen möglichst selbständig und mit einer hohen Lebensqualität wohnen können (Bundeskanzlei, 2017, S. 44). Die grosse Herausforderung in der Entwicklung von Wohnkonzepten zeigt sich im Balanceakt zwischen Versorgungssicherheit und Selbstbestimmung. Speziell bei Siedlungskonzepten geht es darum, die Lebensräume an den jeweiligen Bedarf der Unterstützungsbedürftigen anzupassen, neue Formen der Solidarität zu finden und die Potenziale eines Ortes zu aktivieren (Kremer-Preiss, ohne Datum; zit. in Feuerstein & Leeb, 2015, S. 28). Die beschriebenen Ziele und Konzepte des intergenerationellen Wohnens können diesen Herausforderungen gerecht werden und optimale Lösungen ermöglichen.

4.4 Besonderheiten des ländlichen Raums

Um die Gemeinden des ländlichen Raums zu definieren, werden diese durch das Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) (2012) sogenannten Raumtypen zugeteilt und an der Erreichbarkeit zur nächsten Agglomeration oder Einzelstadt gemessen (S. 7). Zudem werden wirtschaftliche Potenziale sowie die Einwohnerzahl einer Gemeinde berücksichtigt. Die Gemeinden des ländlichen Raums lassen sich in folgende Raumtypen einteilen: den periurbanen ländlichen Raum, den peripheren ländlichen Raum und die alpinen Tourismuszentren ausserhalb der Agglomeration. Beim periurbanen ländlichen Raum misst die Erreichbarkeit zum nächsten städtischen Zentrum 20 Minuten Fahrzeit mit dem Auto. Dieser Raum liegt unweit von Einzelstädten entfernt und ist hauptsächlich im Mittelland der Schweiz vertreten (ebd.). Die Distanz vom peripheren ländlichen Raum in das nächste Städtezentrum beinhaltet längere Fahrzeiten (S. 8). Die alpinen Tourismuszentren sind durch die Lage im Alpenraum gekennzeichnet. Sie weisen eine hohe Anzahl Logiernächte sowie eine gute bis sehr gute Ausstattung

mit Dienstleistungen und Infrastrukturen auf (ARE, 2012, S. 8). Viele ältere und alte Menschen leben im peripheren ländlichen Raum (S. 3). Es wird von einer Überalterung in peripheren Regionen gesprochen (ebd.).

Feuerstein und Leeb (2015) beschäftigen sich mit dem Zuzug von jüngeren Menschen in die Städte (S. 22). Die Abwanderung der jüngeren Menschen aus den ländlichen Gemeinden führt zu sogenannten «Alternden Orten», auch strukturschwache Regionen genannt. Diese Gemeinden und Regionen stehen vor Herausforderungen wie einer sinkenden kommunalen Einnahme aufgrund der abnehmenden Einwohnerzahl und damit verbunden einem gesteigerten Investitionsbedarf. Die «Alternden Orte» brauchen neue Perspektiven beispielsweise neue Mobilitätskonzept, denn nur wer mobil ist, kann Dienstleistungen erreichen, Freizeitangebote wahrnehmen oder soziale Beziehungen pflegen. Doch nicht alle Gemeinden und Regionen setzen auf neue Mobilitätskonzepte (ebd.). Verschiedene Gemeinden setzen auf neue Modelle von Wohnformen, die auch die Versorgung und die Pflege älterer und alter Menschen miteinbeziehen (Feuerstein & Leeb, 2015, S. 25). Diese Wohnformen lassen im ländlichen Raum Netzwerke der Unterstützung entstehen, von denen auch jüngere Generationen und umliegende Siedlungen profitieren können (ebd.).

Alisch et al. (2018) gehen auf die Herausforderungen des Älterwerdens in ländlichen Räumen ein und betonen, dass marktorientierte Angebote und Dienstleistungen im ländlichen Raum häufig weniger erreichbar, teuer und weniger spezialisiert sind (S. 10). Es besteht die Erwartungshaltung, dass die notwendige Unterstützung zu einem grossen Teil durch familiäre, verwandtschaftliche, nachbarschaftliche oder vereinsorganisierte Netzwerke gewährleistet wird und die funktionierende Altersversorgung von diesen Unterstützungsleistungen abhängt (ebd.). Obwohl die Nachkommen in ländlichen Regionen durchschnittlich betrachtet häufiger in der Nähe der älter gewordenen Eltern leben, wird auch in diesem Setting deutlich, dass die Unterstützung aus der Familie nicht mehr verlässlich verfügbar ist (Andrea Beetz et al., 2015; zit. in Alisch et al., 2018, S. 10). Eva Wonneberger (2018) sieht in gemeinschaftlichen Wohnformen einen zentralen möglichen Beitrag zur Aufrechterhaltung der sozialen Infrastruktur in ländlichen Räumen (S. 10).

5 Zugänge der Sozialen Arbeit um intergenerationelles Wohnen zu unterstützen

Die erfolgreiche Umsetzung von theoretisch gut durchdachten Konzepten von intergenerationellen Wohnprojekten ist nicht nur abhängig von baulichen und quartierplanerischen Kriterien, sondern auch von den jeweils handelnden Personen und dem begleitenden Moderationsprozess (Feuerstein & Leeb, 2015, S. 7). Die Förderung der Nachbarschaftskontakte und der nachbarschaftlichen Hilfe ist je nach sozialer und räumlicher Gestaltung der Siedlung verschieden zu organisieren (Höpflinger, 2020, S. 40). Dabei sind die soziokulturelle Zusammensetzung der Bewohnenden und die räumlichen Verhältnisse zentrale Einflussfaktoren. Die Ergebnisse der Studie zum Leben im Alter des Socius-Programms aus dem Jahr 2020 zeigen auf, dass der frühzeitige Einbezug der interessierten Bevölkerung und der vorhandenen Vereine in die Organisation und Gestaltung der Nachbarschaft sowie das Aneignen guter Kenntnisse der Siedlung unumgänglich sind. Die zentrale Voraussetzung für eine gelingende Nachbarschaft ist primär ein gutes Nebeneinander der Bevölkerung. Aus diesem Grund gilt es in erster Linie, Plattformen für die Kontaktaufnahme zu ermöglichen und die nachbarschaftlichen Kontakte zu stärken (ebd.). Um die Förderung der Nachbarschaft professionell anzugehen, werden gemäss einer Projektdokument der Age-Stiftung aus dem Jahr 2019 zum Thema «Nachbarschaften als Beruf» laufend nachbarschaftsorientierte Stellen geschaffen (Institut für Soziale Arbeit und Räume FHS St. Gallen, 2019, S. 12). Hinter diesen Stellen steht ein aufkommendes Berufsfeld der Sozialen Arbeit mit vielfältigen Aufgaben. Im Folgenden sollen zwei Handlungskonzepte der Sozialen Arbeit aufgegriffen und als Zugänge zur Unterstützung intergenerationellen Wohnformen behandelt werden. Als dritten und letzten Punkt wird auf die Möglichkeiten der Sozialen Arbeit zur Gestaltung der sozialen Nachbarschaft eingegangen.

5.1 Sozialraumorientierung

Das Konzept der Sozialraumorientierung ist ein handlungsleitendes Fachkonzept vieler Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit und rückt konsequent die Sichtweisen, den Willen, die Ressourcen und die Interessen der Adressatenschaft in den Vordergrund (Hinte, 2017, S. 15-17). Zudem zeichnet die Sozialraumorientierung eine wache Aufmerksamkeit für das Lebensumfeld der Personen aus (ebd.). Diese Lebensumfelder können Siedlungen oder die jeweilige Bezugsgruppe sein (S. 20). Unter Berücksichtigung des Konzepts der Sozialraumorientierung soll Soziale Arbeit dazu beitragen, dass bauliche, strukturelle und soziale Ressourcen in einem sozialen Raum mit der Wohnbevölkerung zusammen aufgebaut, unterstützt und erweitert werden (ebd.) und die räumliche Umgebung mit dem sozialen Handeln in Verbindung gesetzt wird (Karl Hofinger, ohne Datum). Dabei sollen die leistungsgesetzlichen Rahmenbedingungen kreativ genutzt werden (Hinte, 2017, S. 20). Unter dem

Sozialraum ist folglich nicht ausschliesslich ein sozialgeografischer Raum wie beispielsweise eine Siedlung oder eine Gemeinde gemeint (Hofinger, ohne Datum). Ein Sozialraum ist vielmehr ein sozial konstruierter Raum, der sich auf einen Lebensraum und einen sozialen Mikrokosmos bezieht, in dem gesellschaftliche Entwicklungsprozesse geschehen (ebd.).

Eine konkrete Vorgehensweise der Sozialraumorientierung, um die in einer Region zur Verfügung stehenden Ressourcen zu erfassen, sichtbar zu machen und mit den beteiligten Personen Lösungen für allfällige bestehende Probleme zu entwickeln, ist die Sozialraumanalyse (Katrin Pollinger, ohne Datum). Die Sozialraumanalyse geht bestimmten Forschungsfragen nach und wird etwa von Gemeinden, sozialen Netzwerken oder lokalen Initiativen in Auftrag gegeben. Die Forschungsfrage zielt hierbei auf eine Verbesserung der Situation aller Beteiligten ab. Mittels unterschiedlicher Methoden, angepasst an die Forschungsfragen, werden die lokalen Ressourcen aufgenommen. Diese setzen sich gemäss Pollinger aus den Möglichkeiten der ansässigen Personen und materiellen Mitteln zusammen. Das Sozialkapital kann hierbei eine der zu untersuchenden Ressourcen sein. Aus den Ergebnissen der Analyse der Daten und der Bestandsaufnahme der Ressourcen wird ein Empfehlungskatalog zu konkreten Massnahmen entwickelt. Die Durchführbarkeit wird gemeinsam mit der auftraggebenden Instanz überprüft (ebd.). Abbildung 7 visualisiert das allgemeine Ablaufmodell der Sozialraumanalyse, wie es von Pollinger (ohne Datum) erläutert wird:

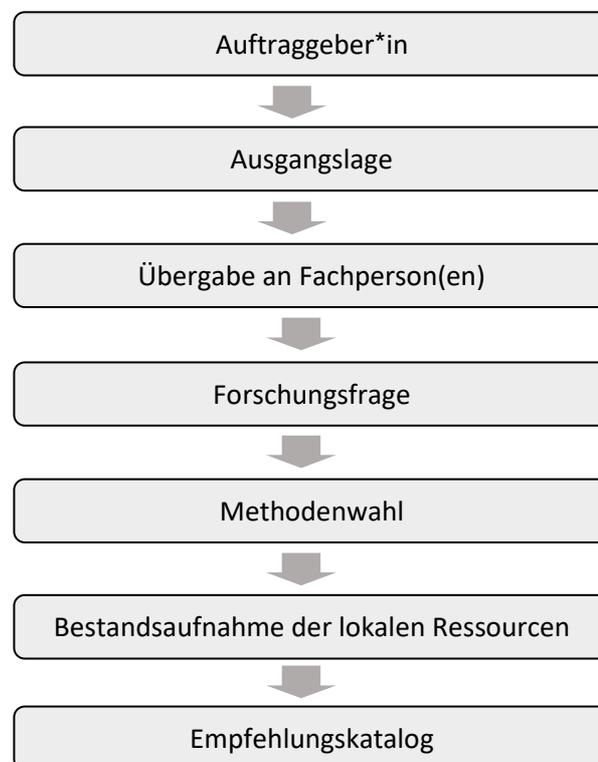


Abbildung 7: Allgemeines Ablaufmodell der Sozialraumanalyse (Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Pollinger, ohne Datum)

5.2 Sozialraumanalysen im ländlichen Raum

Wie Pollinger (ohne Datum) ausführt, ist der ländliche Raum aus Sicht der Sozialraumorientierung spezifischen Herausforderungen ausgesetzt. Besonders die meist grosse Nähe von Bewohnenden zu kommunalen Entscheidungsträgerinnen und -trägern verlangt, dass die relevanten Akteurinnen und Akteure im Sozialraum erfasst werden und partizipieren können. Zudem kommt es auf dem Land zu einer erhöhten öffentlichen Aufmerksamkeit und eher zu sozialer Kontrolle, was einen von Beginn an möglichst transparenten Prozess bedarf. Durch die meist kleinräumig strukturierte und wenig differenzierte Zivilgesellschaft im ländlichen Raum ist es relativ einfach, Menschen zu finden und für eine aktive Mitarbeit zu erreichen. Diese Personen sind jedoch oft in Vereinen engagiert und durch ihre Tätigkeiten oft vielfach eingesetzt und ausgelastet. Deshalb sollen mögliche Aufgaben auf viele verschiedene Akteurinnen und Akteure aufgeteilt werden. Eine weitere Herausforderung der Sozialraumanalysen in ländlichen Räumen ist schliesslich der – gegenüber der Stadt betrachtet – immer noch höhere Druck der Bewohnenden, Geschlechterstereotypen zu befolgen, weshalb auf eine «gendergerechte Ausrichtung der Zugangs-, Aktivierungs- und Teilhabemöglichkeiten» geachtet werden muss (ebd.).

5.3 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Durch die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile und -lagen nehmen Vielfalt und Heterogenität mit dem Alter zu (Fabian, Bischoff & Janett, 2019, S. 18). Der professionelle Diskurs um die Quartierplanung und -koordination ist jedoch häufig noch geprägt von wenig reflektierten altersbezogenen Stereotypen, die zu falschen Einschätzungen führen können (ebd.). Fließen diese unreflektierten Stereotypen unbewusst in die Planung und Gestaltung von intergenerationellen Siedlungen mit ein, hat das Einfluss auf die Partizipationsmöglichkeiten der älteren und alten Menschen (S. 19). Diese werden teilweise nicht als ernst zu nehmende Expertinnen und Experten wahrgenommen und deshalb weniger in partizipative Prozesse miteinbezogen. In intergenerationelles Wohnen eingebundene Soziale Arbeit soll sich in der Quartierentwicklung und -koordination deshalb für eine differenzierte Betrachtungsweise des Alters einsetzen und die unterschiedlichen Lebenswelten der Bewohnenden berücksichtigen. Als vermittelnde Instanz kann die Soziale Arbeit dafür sorgen, dass nicht nur die Probleme, Defizite und Grenzen der älteren und alten Bewohnenden beachtet werden, sondern auch deren Ressourcen und Potenziale (ebd.). Um genauer auf den Begriff der Lebenswelt einzugehen und ihn in einen konzeptuellen Rahmen zu setzen, wird nachfolgend auf die Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch eingegangen.

5.4 Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch

Die lebensweltorientierte Soziale Arbeit nach Hans Thiersch kehrt sich vom traditionell defizitären und individualisierenden Blick auf soziale Probleme ab und betont das Zusammenwirken von Problemen und Möglichkeiten, von Stärken und Schwächen im sozialen Feld (Hans Thiersch, Klaus Grunwald & Stefan Köngeter, 2012, S. 175). Um den Begriff der Lebenswelt zu definieren, werden fünf verschiedene Zugänge unterschieden (S. 184). Im phänomenologischen Zugang wird die Lebenswelt folgendermassen definiert:

Der Mensch wird nicht abstrakt als Individuum verstanden, sondern in der Erfahrung seiner Wirklichkeit, in der er sich immer schon vorfindet. Die materiellen und immateriellen (symbolischen) Ressourcen dieser in der Erfahrung präsenten Wirklichkeit sind gegliedert in Erfahrungen des Raumes, der Zeit und der sozialen Beziehungen (. . .). (Thiersch, Grunwald & Köngeter, 2012, S. 175)

Aus dieser veränderten Sichtweise wird ein Handlungsrepertoire zwischen Vertrauen, Niederschwelligkeit, Zugangsmöglichkeiten und gemeinsamen Konstruktionen von Hilfsentwürfen gewonnen. Die Lebensweltorientierung wird so zu einem Konzept, das auf eine «spezifische Sicht von Lebensverhältnissen mit institutionellen und methodischen Konsequenzen antwortet» (Thiersch, Grunwald & Köngeter, 2012, S. 184). Im Folgenden sollen die fünf Struktur- und Handlungsmaximen, in denen sich die Dimensionen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit konkretisieren, kurz erläutert werden.

Prävention

Prävention ist zu unterscheiden in die allgemeine und die spezifische Prävention (Thiersch, Grunwald & Köngeter, 2012, S. 188). Die allgemeine Prävention beabsichtigt die Stabilisierung und Inszenierung belastbarer und unterstützender Infrastrukturen sowie die Bildung und Stabilisierung allgemeiner Kompetenzen zur Lebensbewältigung. Die spezifische Prävention will im Zeichen der Achtsamkeit vorausschauend bereits bei frühen Anzeichen von Problemlagen oder sich abzeichnenden Krisen agieren. Soziale Arbeit soll nicht erst dann helfen, wenn sich Schwierigkeiten bereits dramatisiert und verhärtet haben (ebd.).

Alltagsnähe

Hilfen in Form von Angeboten sollen in der Lebenswelt der Adressatenschaft präsent und niederschwellig erreichbar sein (S. 189). Zudem sollen die Hilfen den ineinander verwobenen Lebenserfahrungen und -deutungen in der Lebenswelt gerecht werden (ebd.).

Dezentralisierung

Die in der Alltagsnähe beabsichtigte Präsenz der Hilfen vor Ort wird auch in Struktur- und Handlungsmaxime der Dezentralisierung betont (Thiersch, Grunwald & Köngeter, 2012, S. 189). Die Hilfen sollen durch Präsenz vor Ort an die konkreten regionalen und lokalen Angebote und Gegebenheiten angepasst werden können. Zudem soll eine Vernetzung der vorhandenen Angebote stattfinden (ebd.).

Integration

Eine Lebenswelt ohne Ausgrenzung, Unterdrückung und Gleichgültigkeit zu gestalten, ist das Ziel der Maxime der Integration. Dabei ist Integration vor allem eine Herausforderung der Selbstverständlichkeit der Vielfalt der Gesellschaft. Unterschiedlichkeiten sollen auf der Basis elementarer Gleichheit anerkannt werden. Respekt, Offenheit und die gegenseitige Kenntnis sind dabei die zentralen Leitlinien (ebd.).

Partizipation

Durch Berücksichtigung der Maxime der Partizipation soll eine Vielfältigkeit von Beteiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten erreicht werden (S. 189-190). Bedingung für die Mitbestimmung und Beteiligung der Menschen ist die Gleichheit derer in der Praxis. Um diese Gleichheit gewährleisten zu können ist es unter anderem notwendig, Ressourcen und Artikulationsmöglichkeiten zur Verhandlung zu gestalten (ebd.).

Die konkrete Hilfe zielt in der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit auf Veränderung und basiert auf einem belastbaren Vertrauen (Thiersch, Grunwald & Köngeter, 2012, S. 178-179). Es soll ein gelingenderer Alltag erreicht werden, indem die professionellen Kompetenzen zur Reorganisation gegebener Lebensverhältnisse genutzt werden. Dabei werden besonders die alltäglichen Erfahrungen der Menschen in ihrer gesellschaftlichen Situation und wie sich die gesellschaftliche Situation im Alltag der Menschen repräsentiert beachtet und respektiert. Zudem wird in die Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten im Feld vertraut (ebd.).

5.5 Gestaltung sozialer Nachbarschaften

In der Gestaltung von altersfreundlichen Wohnumfeldern und gelebten sozialen Nachbarschaften kann die Soziale Arbeit gemäss Riccarda Ettlín (2019) in vielen Phasen und Bereichen tätig sein (S. 222). Ettlín sieht Handlungsoptionen im Aufbau und der Erweiterung sozialer Netzwerke innerhalb des Wohnumfeldes sowie in der Zusammenarbeit mit planenden Instanzen, um einen Beitrag zur altersfreundlichen baulichen Gestaltung der Siedlungen zu leisten. Um die sozialen Netzwerke in

intergenerationellen Wohnprojekten zu stärken, soll die Vernetzung der Nachbarschaft gefördert und Begegnungsorte geschaffen werden (Ettlin, 2019, S. 222). Es ist eine Vermittlungsrolle für die Soziale Arbeit denkbar, die zwischen hilfesuchenden und helfenden Bewohnenden vermittelt, diese vernetzt und dadurch die informelle Unterstützung unter den Bewohnenden ermöglicht (S. 223). Bezüglich der baulichen Gestaltung der Siedlungen weist Ettlin daraufhin, dass es nicht genügt, Begegnungsorte zu erbauen. Diese müssen durch ein konkretes Angebot an Aktivitäten, welche auch in einem kleinen Format stattfinden können, belebt werden. Daneben kann die Soziale Arbeit zu einer hindernisfreien und zugänglichen Bauweise der Siedlung beitragen, indem sie in die bauliche Planung zugezogen wird. Um den Kontakt zwischen der Politik, der lokalen Behörde und Akteuren und den Bewohnenden herzustellen, sowie Partizipation zu ermöglichen, empfiehlt Ettlin (2019), Spaziergänge in der Siedlung mit den erwähnten Interessengruppen durchzuführen (S. 223). Mit diesen Begehungen kann ein intermediärer Raum entstehen, welcher den Personengruppen ermöglicht, direkt miteinander zu kommunizieren, Bedürfnisse zu äussern, konkrete Lösungsmöglichkeiten zu suchen und auch die Grenzen der jeweiligen verantwortlichen Akteure im Zuge der Quartiergestaltung darzulegen (ebd.).

Bettina Brüscheiler, Ulrike Hülleman, Eva Lingg, Christian Reutlinger und Steve Stiehler (2015) gehen ebenfalls auf die professionelle Gestaltung sozialer Nachbarschaften ein und betonen die Einschränkung, dass Gestaltungsvorhaben in diesem Kontext jeweils nur Teile eines komplexen Herstellungsprozesses beleuchten und bearbeiten können (S. 251). Diese Beschränkung kann für politisch gesetzte Ziele und den damit verbundenen Erwartungen an messbare Outputs eine grosse Herausforderung darstellen. Eine weitere Herausforderung zeigt sich durch die komplexen sozialräumlichen Zusammenhänge und die temporäre Art intergenerationaler Wohnformen. Um diesen Herausforderungen begegnen zu können, ist eine entwicklungsoffene, kontextsensible Gestaltungshaltung der Sozialen Arbeit bedeutend (ebd.). Entsprechend den Konzepten der Sozialraum- und Lebensweltorientierung empfehlen Brüscheiler et al. (2015) in der Gestaltung der sozialen Nachbarschaft prinzipiell von den Individuen und ihren Bedürfnissen auszugehen (S. 252). Um für unterschiedliche Personengruppen anschlussfähige Angebote zu gestalten, muss darauf geachtet werden, was überhaupt das Verbindende dieser Menschen ist. Dabei ist jegliche Vorstellung vom Sozialen als homogenes Ganzes abzulegen (ebd.).

6 Methodisches Vorgehen

Anschliessend an die theoretische Verortung der Forschungsthematik wird in diesem Kapitel das Forschungsverfahren erläutert. Zuerst werden der Forschungsgegenstand und die Forschungsziele dargelegt und das qualitative Vorgehen begründet. Darauf folgt die Erklärung zum Sampling, dem Feldzugang und der Auswahl der Befragten. Zuletzt werden die Methoden zur Datenerhebung, Datenverarbeitung und Datenauswertung beschrieben und deren Auswahl begründet.

6.1 Forschungsgegenstand und Ziele

Ziel dieser Forschungsarbeit ist es, die Chancen und Risiken intergenerationeller Wohnformen in Bezug auf das Sozialkapital älterer und alter Menschen zu ermitteln und Handlungswissen zu positiven und nachhaltigen Einflussmöglichkeiten der Sozialen Arbeit in diesem Setting zu generieren. Das Forschungsvorhaben wird durch die Eingrenzung auf intergenerationelle Wohnprojekte in ländlichen Regionen fokussiert. In der Auseinandersetzung mit der themenspezifischen Literatur fanden die Autorinnen heraus, dass zielgruppenspezifisches Wissen in Form von persönlichen Erfahrungen älterer und alter Bewohnenden weitgehend fehlt und die Literatur durch eine Expertinnen- und Expertensicht geprägt ist. In der vorliegenden Bachelorarbeit werden aufgrund der Forschungslücken folgende Fragestellungen bearbeitet:

Welches Potenzial hat intergenerationelles Wohnen für ältere und alte Menschen in Bezug auf deren Sozialkapital? Inwiefern kann intergenerationelles Wohnen das Sozialkapital positiv beeinflussen?

Welche Nachteile sehen die älteren und alten Menschen in intergenerationellen Wohnformen?
Welche Risiken ergeben sich durch intergenerationelle Wohnformen für die älteren und alten Menschen in Bezug auf das Sozialkapital?

Wie kann Soziale Arbeit in ländlichen intergenerationellen Wohnprojekten einen nachhaltigen, positiven Einfluss auf das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nehmen?

Um die Forschungsfragen auf der Grundlage von subjektiven Erfahrungen älterer und alter Bewohnenden beantworten zu können, entschieden sich die Autorinnen dafür, die Wissenslücke mit einer qualitativen Forschung zu bearbeiten. Das qualitative Vorgehen eignet sich für die vorliegende Arbeit, weil es den Befragten durch eine offen gestaltete Datenerhebung ermöglicht, eher frei zu antworten und dabei Bezug auf ihre Lebenswelt, ihre Erfahrungen und ihre persönliche Sichtweise zu nehmen (Uwe Flick, 2009, S. 25). Es werden wenige Untersuchungsteilnehmende gezielt und aufgrund ihrer Relevanz einbezogen (S. 24). Durch die geringere Anzahl der Befragten und die offene Erhebung kann ein umfassenderes Bild der gewählten Fälle erzielt werden, als dies im quantitativen Vorgehen möglich ist (ebd.). Die qualitative Forschung ist folglich stark subjektbezogen und betont die Beschreibung und Interpretation der einzelnen untersuchten Fälle (Philipp Mayring, 2002, S. 19). Die Hypothese oder Theorie steht bei qualitativen Forschungen am Ende der Untersuchung, weil darauf abgezielt wird, Neues im untersuchten Feld zu entdecken und daraus eine Hypothese oder Theorie abzuleiten (Flick, 2009, S. 25).

6.2 Sampling

In der empirischen Sozialforschung ist es oft nicht möglich, alle Elemente einer Grundgesamtheit zu untersuchen (Horst Otto Mayer, 2013, S. 37). Daher werden Ergebnisse in vielen Fällen durch Stichproben gewonnen (ebd.). Um zu verhindern, dass in einer qualitativen Forschung durch eine zufällige Ziehung Menschen oder Institutionen befragt werden, die für das Forschungsproblem unbedeutsam sind, muss eine bewusste, Kriterien gesteuerte Fallauswahl vorgenommen und ein Stichprobenplan erstellt werden (Udo Kelle & Susann Kluge, 2010, S. 43) Hierbei lassen sich zwei Richtungen unterscheiden: das theoretische Sampling und das vorab-Sampling (Mayer, 2013, S. 37). Da sich die Autorinnen für das vorab-Sampling entschieden haben, wird nur diese Richtung erläutert. Bei dem vorab-Sampling wird der Stichprobenplan vor dem Beginn der Forschung erstellt (ebd.). Laut Kelle und Kluge (2013) sind bei der Auswahl der Stichproben im vorab-Sampling die relevanten Merkmale für die Fallauswahl, die Ausprägungen der Merkmale sowie die Grösse der qualitativen Stichprobe festzulegen (S. 50). Die relevanten Merkmale für die Fallauswahl ergeben sich aus den Fragestellungen der Forschungsarbeit (Mayer, 2013, S. 37). Für die vorliegende Arbeit wurden aufgrund der Forschungsfragen drei zu erfüllende Kriterien festgelegt. Die Befragten sollen:

- 65 Jahre oder älter sein
- seit mindestens vier Monaten in einer intergenerationellen Wohnform leben, welche durch eine Trägerschaft verwaltet wird und in einer ländlichen Region liegt
- Interesse haben, an der Untersuchung teilzunehmen

Die festgelegte Mindestwohndauer von vier Monaten soll verhindern, dass Personen befragt werden, die noch kaum Erfahrungen in der intergenerationellen Wohnform sammeln konnten. Die Autorinnen schätzen vier Monate als eine ausreichende Dauer ein, um ein erstes Fazit zur Wohnform ziehen zu können. Unter Berücksichtigung des Prinzips der Varianzmaximierung wurden die Kriterien der vorab-Sampling weiter konkretisiert (Marco Petrucci & Markus Wirtz, 2007). Um eine möglichst heterogene Gruppe von Befragten zu garantieren und somit ein breiteres, umfassenderes Bild der subjektiven Erfahrungen erfassen zu können, sollten unter den teilnehmenden Personen sowohl weibliche als auch männliche Teilnehmende aus möglichst unterschiedlichen Altersgruppen ab 65 Jahren und aus unterschiedlichen Wohnprojekten vertreten sein.

Das beschriebene vorab-Sampling wurde mit dem Sampling durch Gatekeeper kombiniert. Bei dieser Form der Stichprobenziehung wird das Wissen von Experten aus sozialen Feldern, welche Kontakt zu den zu untersuchenden Personen haben, genutzt (Petrucci & Wirtz, 2007). Dieses Wissen kann helfen, einen Überblick über das Feld zu erlangen und konkrete Personen zu erreichen (ebd.).

6.2.1 Feldzugang

Nach der Festlegung des Samplings wurde mittels Internetrecherchen und Gesprächen mit Personen aus dem sozialen Umfeld der Autorinnen nach intergenerationellen Wohnprojekten in ländlichen Regionen gesucht. Während der Recherche der intergenerationellen Wohnprojekte fiel den Autorinnen auf, dass die städtischen Projekte eine deutlich höhere Medienpräsenz aufweisen und im Internet schneller und in einer höheren Anzahl erscheinen als die Projekte in ländlichen Regionen. Auffallend viele intergenerationelle Wohnprojekte in ländlichen Regionen wurden zudem bereits wieder gestoppt. Die Autorinnen schätzen den Zugang zu den gesuchten Wohnformen rückblickend als herausfordernd ein. Es konnten trotz intensiver Recherche nur äusserst wenige funktionierende Projekte in ländlichen Regionen ermittelt werden. Nach Abschluss der Forschungsphase dieser Arbeit erschien Ende Oktober 2020 ein Dossier der Age-Stiftung, in welchem eine Übersicht zu 26 Referenzprojekten abgebildet ist. Für zukünftige Forschungsarbeiten kann diese Auflistung als Hilfe für den Feldzugang genutzt werden. Schliesslich fanden die Autorinnen über die Internetplattform «Intergeneration.ch» sowie über ein persönliches Gespräch Zugang zu zwei intergenerationellen Siedlungen und einem Mehrgenerationenhaus. Nachfolgend werden die drei Wohnprojekte kurz beschrieben.

«Im Spycher» - Intergenerationelle Siedlung in Gränichen

Die Siedlung «Im Spycher» (siehe Abbildung 8) hat ihren Standort im ländlichen Gränichen, Kanton Aargau und zählt rund zehn Blöcke, wovon zwei zur Wohnbaugenossenschaft Domum gehören

(Domum Wohnbaugenossenschaft, ohne Datum). Die von Domum vermieteten zweieinhalb- und dreieinhalb-Zimmer-Wohnungen sind erschwinglich und hindernisfrei gebaut und richten sich explizit an ältere und alte Menschen. Das konzeptuelle Ziel von Domum ist das intergenerationelle Zusammenleben über die gesamte Siedlung. Den Bewohnenden stehen Aktivitäten und Veranstaltungen zur Verfügung, die auch teilweise von den Bewohnenden selbst organisiert werden. Das Projekt zeichnet ausserdem eine Siedlungsassistenz aus. Die Siedlungsassistenz arbeitet in einem 40% Pensum und hat fixe Bürozeiten, in denen sie vor Ort erreichbar ist. Die Bewohnenden werden von der Siedlungsassistenz in ihren vielfältigen Anliegen unterstützt. Räumlichkeiten wie ein Mehrzweckraum, ein Waschsalon und ein Fitnessraum und das «Spycher-Café» werden zur gemeinsamen Nutzung zusätzlich angeboten und sollen die Generationendurchmischung fördern (ebd.).



Abbildung 8: «Im Spycher» - Intergenerationelle Siedlung in Gränichen (Quelle: Oase Service AG, ohne Datum, S. 9)

«Im Dorf» - Intergenerationelle Siedlung in Schenkon

Die Siedlung «Im Dorf» (siehe Abbildung 9) befindet sich im ebenfalls ländlichen luzernischen Schenkon und wurde 2017 fertiggestellt. Die Siedlung zählt 46 zweieinhalb- bis fünfeinhalb-Zimmer-Wohnungen (Intergeneration, 2014) und setzt sich dafür ein, dass alle Alterskategorien zusammenwohnen und ihr Leben gemeinsam gestalten können (Zusammen leben, ohne Datum). Die Umgebung umfasst etwa 10'000 Quadratmeter mit verschiedenen Aufenthalts- und Spielzonen, wie beispielsweise einem Pavillon mit Küche, einer Feuerstelle und einem Pizzaofen (ebd.). Durch die längliche Form des Grundrisses werden Möglichkeiten zu vielen Treffpunkten geschaffen, an denen sich Angehörige

verschiedener Generationen begegnen, austauschen und gegenseitig unterstützen können (Zusammen leben, ohne Datum). Zudem werden einzelne Ressourcen und Präferenzen der Bewohnenden zum Wohle der Allgemeinheit in der Siedlung aktiv gefördert (ebd.). Durch den Siedlungsrat werden Interessen des Zusammenlebens und des Gestaltens gemeinsam geregelt und organisiert (Intergeneration, 2014). Dem Rat steht als Unterstützung eine Moderation oder ein Moderator zur Seite. Ebenfalls für Unterstützungen sämtlicher Art befindet sich auf dem Gelände ein Büro für die Siedlungsassistenten (ebd.).



Abbildung 9: «Im Dorf» - Intergenerationelle Siedlung in Schenkon (Quelle: Zusammen leben, ohne Datum)

«Notkersegg» - Mehrgenerationenhaus in St. Gallen

Das dritte Wohnprojekt unterscheidet sich zu den zwei beschriebenen intergenerationellen Siedlungen in dem Punkt, dass es ein Mehrgenerationenhaus mit vier Parteien ist. Das Mehrgenerationenhaus «Notkersegg» (siehe Abbildung 10), welches seit 2018 als solches genutzt wird, ist eine aktive Hausgemeinschaft, in der sich die Bewohnenden Gemeinschaftsräume und -bereiche teilen und aktiv das Zusammenleben gestalten (Mehrgenerationen-Ost, ohne Datum a). Jede Partei hat ihre eigene, abgeschlossene Wohnung (Persönliches Interview vom 18. August 2020). Realisiert wurde dieses Mehrgenerationenhaus durch die Genossenschaft Mehrgenerationen-Ost (MGP-Ost, ohne Datum b). Das Mehrgenerationenhaus liegt in einem Vorort von St. Gallen und ist mit der Bahn innerhalb von 10 Minuten vom Bahnhof St. Gallen aus erreichbar. Trotz der Nähe zur Stadt wirkt der Ortsteil Notkersegg auf die Autorinnen ländlich, da er von viel Grün umgeben und schwach besiedelt ist (ebd.). Das Mehrgenerationenhaus «Notkersegg» organisiert sich im Alltag selbständig und wird kaum von der

Trägerschaft MGP-Ost geführt (Persönliches Interview vom 18. August 2020). Eine Siedlungsassistenz ist in diesem Projekt nicht vorhanden (ebd.).



Abbildung 10: «Notkersegg» - Mehrgenerationenhaus in St. Gallen (Peter Surber, 2020)

6.2.2 Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner

Die Kontaktaufnahme mit den drei vorgestellten Projekten geschah auf unterschiedliche Weise. Bei der Kontaktaufnahme zur Siedlung «Im Spycher» in Gränichen half eine Telefonnummer, welche die Autorinnen von einer Bekannten erhielten. Daraufhin konnten sich die Autorinnen direkt mit einer Bewohnerin in Verbindung setzen. Bei der Kontaktaufnahme mit der Siedlung «Im Dorf» in Schenkon und dem Mehrgenerationenhaus «Notkersegg» in St. Gallen geschah die Kontaktaufnahme über die Gatekeeper. In beiden Fällen wurde eine schriftliche Kontaktaufnahme per Mail an die verantwortliche Kontaktperson der Trägerschaften gesendet. In dieser E-Mail stellten die Autorinnen sich und das Forschungsvorhaben vor, erläuterten das Sampling und gaben einen zeitlichen Rahmen für die potenzielle Durchführung der Interviews an. Grundsätzlich gestaltete sich der Zugang zu den Forschungsteilnehmenden deutlich einfacher als die Recherche der Wohnprojekte. Alle durch die Autorinnen und Gatekeeper angefragten Personen äusserten Interesse am Forschungsthema und stimmten der Teilnahme zu. Tabelle 2 führt die, dem vorab-Sampling entsprechenden, sechs befragten Personen auf:

Quartier / Haus	Interview-ID	Gender	Alter	Lebt dort seit
«Im Spycher», 5722 Gränichen	I1	Weiblich	67 Jahre	März 2020
«Im Spycher», 5722 Gränichen	I2	Weiblich	75 Jahre	November 2019
«Notkersegg», 9000 St. Gallen	I3	Weiblich	70 Jahre	Mai 2018
«Im Dorf», 6214 Schenkon	I4	Männlich	66 Jahre	September 2017
«Im Dorf», 6214 Schenkon	I5	Männlich	89 Jahre	November 2016
«Im Dorf», 6214 Schenkon	I6	Weiblich	87 Jahre	November 2016

Tabelle 2: Teilnehmende Interviewpartnerinnen und Interviewpartner (Quelle: eigene Darstellung)

6.3 Datenerhebung

In der qualitativen Forschung werden Leitfadeninterviews eingesetzt, um Daten in Form von konkreten verbalen Aussagen über einen Gegenstand erheben zu können (Mayer, 2013, S. 36). In der Vorbereitung des Leitfadeninterviews werden Fragen entwickelt, welche das für die Forschungsfrage relevante Themenspektrum abdecken (Flick, 2009, S. 113). Leitfadeninterviews sind offen gestaltet und sollen die interviewte Person zum möglichst freien Erzählen anregen. Dazu wird ein Ablauf erstellt, an dem sich die fragende Person während des Interviews orientieren kann. Der Ablauf ist nicht strikt einzuhalten. Ziel des Leitfadeninterviews ist es viel mehr, durch einen Dialog zwischen fragender und befragter Person eine individuelle Stellungnahme der befragten Person auf das Forschungsthema zu erhalten (ebd.). Der konsequente Einsatz des Leitfadens soll die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten ermöglichen und gleichzeitig verhindern, dass wesentliche Aspekte des Forschungsthemas im Interview nicht abgeholt und übersehen werden (Mayer, 2013, S. 36).

6.3.1 Leitfadeninterview als problemzentriertes Interview

In der vorliegenden Forschungsarbeit wurde das problemzentrierte Interview nach Andreas Witzel als Form des Leitfadeninterviews zur Datenerhebung verwendet. Das problemzentrierte Interview stützt sich auf drei Grundpositionen: die Problemzentrierung, die Gegenstandsorientierung und die Prozessorientierung (Andreas Witzel, 1985, S. 230-235). Der Aspekt der Problemzentrierung bedeutet einerseits, dass diese Form des Interviews auf eine bestimmte Problemstellung ausgelegt ist, welche in der Einführung des Interviews umschrieben wird und auf die die fragende Person im Verlauf des Interviews immer wieder zurückkehrt. Andererseits verlangt die Problemzentrierung von der forschenden Person eine Erarbeitung der objektiven Inhalte der ausgewählten gesellschaftlichen Problemstellung im Vorfeld der Interviewphase (ebd.). Unter der Gegenstandsorientierung versteht sich ein konkret auf den spezifischen Forschungsgegenstand gestaltetes Verfahren und eine bewusst

gewählte Methode des Interviews (Witzel, 1985, S. 230-235.). Die Prozessorientierung schliesslich bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf und zielt darauf ab, Offenheit und Vertrauen bei der befragten Person zu entwickeln, indem ein sensibler und akzeptierender Kommunikationsstil gewählt wird (ebd.). Dadurch sollen das Erinnerungsvermögen und die Selbstreflexion der befragten Person angeregt werden, wodurch die befragte Person immer wieder neue Aspekte zum Gesprächsthema einfließen lassen sollte (ebd.). Ein weiteres zentrales Merkmal des problemzentrierten Interviews ist die Offenheit (S. 228). Die befragte Person soll möglichst frei erzählen und antworten und dadurch ihre subjektive Perspektive und Auslegung offenlegen sowie eigenständig grössere Zusammenhänge und Strukturen im Interview entwickeln können (ebd.).

Der Leitfaden standardisiert das Interview teilweise und beinhaltet eine vorformulierte, erzählungsgenerierende Einstiegsfrage, eine sinnvolle Reihenfolge der Fragen, sowie Vorschläge für die Formulierung der Fragen (Witzel, 1985, S. 236). Neben dem Leitfaden besteht ein problemzentriertes Interview aus einem Kurzfragebogen, in welchem die demografischen Daten der befragten Person festgehalten werden, einer Tonaufzeichnung, welche anschliessend vollständig transkribiert wird sowie einem Postskriptum. Das Postskriptum wird unmittelbar nach dem Interview erstellt und enthält Angaben zum Setting, zur Gesprächsatmosphäre sowie zu nonverbalen Aspekten und thematischen Auffälligkeiten, welche anregend für die Auswertung sind (ebd.).

Die Autorinnen entschieden sich für das problemzentrierte Interview, weil es den Befragten viel Raum für das Auslegen der subjektiven Wahrnehmung und eigene Interpretationen der Problemlage bietet. Zudem hatten die Autorinnen vor der Interviewphase bereits ein grosses Mass an theoretischem Vorwissen, insbesondere zu Theorien des Sozialkapitals, erarbeitet, welches sich im Zuge der Problemzentrierung als Grundlage des Interviews nutzen liess. Die Standardisierung durch den Leitfaden erleichterte den Autorinnen den Vergleich der Interviews und die anschliessende kategorisierte Auswertung. In der Vorbereitung des Leitfadens wurde eine erzählungsgenerierende Einstiegsfrage auf der Grundlage der Forschungsfragen entwickelt und anknüpfende Vertiefungsfragen zu den einzelnen Teilbereichen des Forschungsthemas festgehalten.

6.3.2 Pretest und Durchführung der Interviews

Um den Leitfaden auf die Qualität der Einstiegsfrage und die Verständlichkeit und Klarheit der Formulierungen zu prüfen, haben die Autorinnen wie durch Mayer (2003, S. 44) empfohlen, ein Probeinterview mit einer älteren Frau aus dem beruflichen Umfeld durchgeführt. Dieser Pretest ermöglichte den Autorinnen gleichzeitig, die Interviewsituation und den Einsatz des Aufnahmegeräts

zu üben. Aufgrund der Rückmeldung der involvierten Person und einer gemeinsamen kurzen Auswertung der Interviewinhalte wurde die Einstiegsfrage leicht modifiziert.

Die sechs Interviews wurden bei persönlichen Treffen durchgeführt. Alle Befragten willigten ein, das Interview in der eigenen Wohnung durchzuführen. Die Autorinnen beabsichtigten diesen Durchführungsort, um den Befragten eine vertraute Umgebung zu ermöglichen und eine für ältere und alte Menschen allenfalls umständliche Anreise zu vermeiden. Die Durchführung der Interviews bei den Befragten zu Hause bot den Autorinnen zudem wertvolle Einblicke in die jeweilige Gestaltung des eigenen Wohnraums innerhalb der intergenerationellen Siedlung oder des Mehrgenerationenhauses. Einige teilnehmende Personen führten die Autorinnen auf einem persönlichen Rundgang durch das Wohnprojekt, was sich ebenfalls als grosser Vorteil des gewählten Durchführungsorts abzeichnete.

Bevor die Autorinnen mit dem Interview starteten, kommunizierten sie den teilnehmenden Personen, dass die Interviews akustisch aufgezeichnet, anschliessend verschriftlicht und in anonymisierter Form in die Bachelorarbeit eingearbeitet werden. Die Autorinnen hielten sich frei, die Wohnprojekte in der Arbeit in nicht anonymisierter Form aufzugreifen und eine Beschreibung derer vorzunehmen, was den teilnehmenden Personen ebenfalls erläutert wurde. Die Interviews wurden mit dem Kurzfragebogen abgeschlossen. Das Postskriptum wurde direkt im Anschluss an das Interview erstellt.

6.4 Datenaufbereitung

Nach der Durchführung der Interviews wurden die Audioaufzeichnungen in Anlehnung an Mayring (2002) wörtlich transkribiert (S. 90-91). Unter dem Vorgang des Transkribierens versteht sich eine vollständige Verschriftlichung verbal erhobener Daten (ebd.). Dabei wurde eine Übertragung vom Schweizerdeutschen Dialekt in die deutsche Schriftsprache vorgenommen. Für eine ausführliche Datenauswertung ist dieser Arbeitsschritt unumgänglich (ebd.). Da Pausen, Satzstellungen, Stimmlagen und anderweitige parasprachliche Elemente in der Interpretation des Datenmaterials nicht berücksichtigt werden sollten, konnte auf entsprechende Vermerke verzichtet werden (S. 46-47). Die verfassten Transkripte beinhalten deshalb nur den Inhalt des Gesprächs. Das Anfertigen der Transkripte bot den Autorinnen bereits einen ersten Überblick über die angesprochenen Themen und liess einige zentrale Antworten zu den Forschungsfragen herausstechen.

6.5 Datenauswertung

Die Auswertung der Interviews wurde mit der Methode der zusammenfassenden Inhaltsanalyse nach Mayring vorgenommen. Gemäss Mayring (2003) ist das erste Ziel der zusammenfassenden Inhaltsanalyse die Reduktion des Datenmaterials ohne den Verlust wesentlicher Inhalte (S. 114-115).

Aus dieser Reduktion soll anschliessend durch Abstraktion ein überschaubares Korpus geschaffen werden, welches weiterhin eine Abbildung des erhobenen Materials ist (Mayring, 2003, S. 114-115). Das Vorgehen mit der Methode der zusammenfassenden Inhaltsanalyse beabsichtigt die systematische Analyse von Texten, indem sie das Datenmaterial in einzelnen Schritten mit einem Kategoriensystem, welches anhand des Materials und theoriegeleitet entwickelt wurde, bearbeitet. Das entwickelte Kategoriensystem legt schliesslich fest, welche Aspekte des Materials herausgefiltert werden (ebd.). Tabelle 3 verdeutlicht den Ablauf der zusammenfassenden Inhaltsanalyse:

1. Schritt
Analyseeinheiten bestimmen: Sinneseinheit gibt Analyseeinheit vor
2. Schritt
Inhaltstragende Textstellen paraphrasieren
3. Schritt
Angestrebtes Abstraktionsniveau bestimmen und Paraphrasen unter diesem Abstraktionsniveau generalisieren
4. Schritt
Erste Reduktion durch Selektion Bedeutungsgleiche Paraphrasen streichen
5. Schritt
Zweite Reduktion durch Bündelung Paraphrasen auf dem angestrebten Abstraktionsniveau integrieren
6. Schritt
Neue Aussagen als Kategoriensystem zusammenstellen
7. Schritt
Zusammenfassendes Kategoriensystem am Ausgangsmaterial rücküberprüfen

Tabelle 3: Ablaufmodell der zusammenfassenden Inhaltsanalyse (Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Mayring, 2003, S. 60)

In einem ersten Schritt bestimmten die Autorinnen die Analyseeinheit und entschieden sich für die Codiereinheit. Danach wurden alle sechs Transkripte durch Paraphrasierung der inhaltstragenden Textstellen codiert. Die Autorinnen nahmen die Codierung des ersten Interviews gemeinsam vor, um sich gegenseitig methodisch abzusichern und eine einheitliche Codierung abzusprechen. Die weiteren Transkripte wurden in Einzelarbeit codiert. Am Schluss dieses Arbeitsschrittes verglichen und kontrollierten die Autorinnen gegenseitig die codierten Transkripte auf ihre methodische Korrektheit und Einheitlichkeit. Bei einigen Paraphrasen wurden Änderungen im Abstraktionsniveau vorgenommen. Im dritten und vierten Schritt wurden alle Codes der sechs Interviews mit Zeilenangabe

auf ein Blatt zusammengefasst, einzeln ausgeschnitten und durch Sortierung ähnlicher Codes generalisiert. Dabei wurden unrelevante Codes aussortiert. Der fünfte und der sechste Schritt beinhalteten die Kategorienbildung, wobei sich die Autorinnen am Aufbau des Interviewleitfadens orientierten. Es entstanden Kategorien aus den Fragestellungen des Interviewleitfadens und den vorhandenen Codes. Der siebte Schritt erfolgte vor der schriftlichen Darstellung der Forschungsergebnisse. Dabei gingen die Autorinnen erneut die einzelnen Codes dahingehend durch, ob sie unter der richtigen Kategorie sortiert wurden. Anpassungen wurden direkt gemeinsam vollzogen. Den Autorinnen war es ein Anliegen, bei der Auswertung der Interviews nahe an den Aussagen der Befragten zu bleiben.

6.6 Gütekriterien zur Auswertung qualitativer Forschung

Gemäss Mayring (2002) muss sich qualitative Forschung durch Gütekriterien überprüfen lassen, um ihre Qualität belegen zu können (S. 140). Mayring stellt dazu sechs Kriterien auf, anhand derer die qualitative Forschung überprüft werden kann:

1. Verfahrensdokumentation
2. Argumentative Interpretationsabsicherung
3. Regelgeleitetheit
4. Nähe zum Gegenstand
5. Kommunikative Validierung
6. Triangulation (ebd.)

Die *Verfahrensdokumentation* verlangt, dass die angewandte Vorgehensweise im Detail dokumentiert und für die Leserschaft nachvollziehbar dargestellt wird (S. 144). Die dokumentierte Vorgehensweise ist in der vorliegenden Arbeit diesem Kapitel, dem methodischen Vorgehen, zu entnehmen. Die *argumentative Interpretationsabsicherung* beinhaltet die Begründung von Interpretationen seitens der Autorinnen (S. 145). Die Deutungen und Interpretationen der Autorinnen werden in der Diskussion der Ergebnisse argumentativ begründet und in Bezug zu den Theorien dieser Arbeit gestellt. Laut der *Regelgeleitetheit* sollen sich die Autorinnen an bestimmte Vorgehensweisen, Regeln und an ein systematisches Vorgehen halten (S. 145-146). Erfordert die Forschung eine sinnvolle Anpassung der Regeln, kann dies durch eine klare Dokumentation vollzogen werden (ebd.). Die Autorinnen erläuterten in den verschiedenen Teilschritten der Datenerhebung, Datenaufbereitung und Datenauswertung, wie sie die Regelgeleitetheit im Forschungsprozess umgesetzt haben. Die *Nähe zum Gegenstand* wird vor allem durch das Eintauchen der Autorinnen in den Alltag der Befragten erreicht (S. 146). Die Interviews fanden alle direkt bei den Befragten zu Hause statt und die Befragten werden

als Expertinnen und Experten ihres eigenen Lebens betrachtet. Nachträglich soll überprüft werden, inwiefern die Forschung für die Befragten gewinnbringend war (Mayring, 2002, S. 146). Unter *kommunikativer Validierung* wird verstanden, dass die Gültigkeit der Ergebnisse mit den Untersuchungspersonen selbst diskutiert wird (S. 147). Zur Absicherung der Autorinnen wurden die Transkripte den Befragten zugesandt, wobei diese die Möglichkeit erhielten, Stellung zu den verschriftlichten Aussagen zu beziehen. *Triangulation* meint den Einbezug von verschiedenen Meinungen, Theorieansätzen oder Methoden, um zu Lösungen zu kommen (S. 147-148). Die Autorinnen werden diesem Gütekriterium gerecht, indem sie die Interviewergebnisse in der Diskussion aus den Blickrichtungen verschiedener Theorien beleuchten und das Forschungsdesign reflektieren.

7 Darstellung der Forschungsergebnisse

In einem nächsten Schritt stellen die Autorinnen die Forschungsergebnisse dar. Dabei werden zuerst die sechs befragten Personen kurz vorgestellt. Die Autorinnen möchten damit verdeutlichen, dass es bei dieser qualitativen Forschung um die Lebenswelt der Befragten geht und die Individualität der einzelnen Personen betont wird. Deshalb lassen die Autorinnen bei der Vorstellung das Postskriptum miteinfließen.

Die erste befragte Person (I1) ist weiblich, 67 Jahre alt und wohnt in der Siedlung «Im Spycher». Sie hat fünf Kinder, neun Enkel und ist alleinstehend. Sie setzt sich schon länger bewusst mit dem Leben im Alter auseinander. In ihrer beruflichen Vergangenheit arbeitete I1 im sozialen Bereich, oft auch in Führungspositionen. Sie beschreibt, dass sie wenige sehr enge Freunde und einige lockere Freundschaften pflegt. Sie bezeichnet sich selbst als eher introvertiert, da sie etwas länger braucht, um sich für neue Beziehungen zu öffnen.

Die zweite befragte Person (I2) ist weiblich, lebt ebenfalls in der Siedlung «Im Spycher» und ist 75 Jahre alt. Durch Zufall stiess sie auf dieses Projekt und informierte sich anschliessend im Internet ausführlich darüber. Sie hat zwei Töchter und ist geschieden. In ihrer Vergangenheit war sie viel als «Nomadin» unterwegs. Im Gespräch wurde deutlich, dass I2 gerne andere Menschen aufbaut, motiviert und ihnen hilft. Ausserdem beschreibt sie sich als offen. Es fällt ihr leicht, auf andere Menschen zuzugehen. Sie sagt, sie bringe sich überall ein, wo sie kann.

Die dritte Interviewpartnerin (I3), eine 70-jährige Frau, wohnt im Mehrgenerationenhaus «Notkersegg». Diesen Schritt machte sie bewusst, da sie sich bereits seit Langem mit dem Mehrgenerationenwohnen auseinandergesetzt hatte. Sie ist alleinstehend und war früher als Turnlehrerin tätig. Danach vollzog sie eine berufliche Neuorientierung und machte eine Ausbildung zur soziokulturellen Animatorin. Sie hat keine eigene Familie und pflegt einen intensiven Kontakt zu ihren Freunden.

Die vierte befragte Person (I4) ist männlich, 66 Jahre alt und lebt in der Siedlung «Im Dorf» in Schenkon. Seine grosse Leidenschaft, welche er direkt neben der Wohnumgebung ausführen kann, ist der Weinbau. Er zog gemeinsam mit seiner Partnerin in die Siedlung «Im Dorf», da die Tochter ihr früheres Haus übernommen und sie sich einen neuen Wohnsitz gesucht hatten. Er war in einem sozialen Beruf tätig und pflegt gerne Kontakte, wenn es die Zeit ermöglicht.

Der älteste männliche Interviewpartner (I5), ist 89 Jahre alt und wohnt mit seiner 87-jährige Partnerin (I6) in der Siedlung «Im Dorf» in Schenkon. I5 und I6 wurden getrennt voneinander befragt. Sie zogen

in die Siedlung, da eine ihrer Töchter diese mitgegründet hatte. Sie haben drei Töchter und sind als Ehepaar aus Holland in die Schweiz eingewandert. Bei I5 gestaltete sich das Interview eher kurz. Die fragende Person stellte viele anknüpfende Fragen, da er teilweise Mühe hatte zu sprechen und die richtigen Worte zu finden. I6 erzählte mit einem holländischen Akzent und war sich stellenweise unsicher, ob ihre Aussagen verwendet werden können. Diese Unsicherheit stockte teilweise ihren Redefluss.

7.1 Veränderte Bedürfnisse im Alter

Aus den Interviews wird deutlich, dass sich alle sechs Befragten mit dem Altern als Prozess auseinandergesetzt hatten oder sich immer noch damit auseinandersetzen. I1 sagt zu dieser Auseinandersetzung: «Das ist eben, das was im Prozess vom Älterwerden einfach wichtig ist, dass man anfängt sich zu besinnen, was denn für mich wichtig ist» (Interview vom 6.8.2020). Der Prozess der Auseinandersetzung zeigt sich in den Interviews weiter, indem eine Auswahl sich verändernder Bedürfnisse beschrieben wird. Ein Aspekt davon ist die Reduktion der Wohnfläche. Alle Befragten sagen aus, dass sie sich hinsichtlich des Alterns für eine kleinere Wohnung entschieden haben. Es zeigt sich, dass die Wohnung zunehmend nur auf sie und ihre Bedürfnisse ausgerichtet sein soll. I6 erklärt den Entscheid für eine kleinere Wohnung folgendermassen:

Mein Mann wäre lieber in eine dreieinhalb Zimmerwohnung gezogen. Warum sind wir nicht gegangen? Weil er nicht mehr viel machen kann. Er würde vielleicht sagen, er geht noch seinen Hobbys nach oder macht ein wenig Büro, aber das macht er schon länger nicht mehr. Und ich war einfach dahinter und habe gesagt, wir brauchen keine dreieinhalb Zimmerwohnung. (Interview vom 9.9.2020)

I1 fügt hinzu, dass die Reduktion der Wohnfläche eine grosse Umstellung war, weil sie sich dadurch von Vielem trennen musste. Das Loslassen fand auch auf der Beziehungsebene statt, denn die neue Wohnung muss nicht mehr auf die Bedürfnisse der ganzen Familie ausgerichtet sein:

Ich hatte schon Hilfe, aber für meine Psyche war es anstrengend, von Vielem loslassen zu müssen, vielen sagen zu müssen (. . .), dass diese Wohnung jetzt so eingerichtet ist, dass sie für mich, eigentlich nur noch für mich, reicht. Und das war für mich das erste Mal, darum war es ja so ein grosser Schritt, dass ich nicht mehr die ganze Familie einbezog. (Interview vom 6.8.2020)

Neben der Reduktion der Wohnfläche und der damit einhergehenden Vereinfachung des Alltags zeigt sich in den Interviews das zunehmende Bedürfnis nach Ruhe. Mit diesem Bedürfnis verbunden ist der

Wunsch, eine eigene Wohnung zu haben und sich darin zurückziehen zu können. Besonders wichtig ist dabei, dass die Wohnung rollstuhlgängig ist, um möglichst lange mobil zu sein. Interviewpartner I4 sagt als der jüngste, der befragt wurde:

Es ist ja eigentlich alles rollstuhlgängig eingerichtet also von A bis Z. Das ist auch ein grosser Vorteil. Wir haben gesagt, wir suchen was (. . .), wo das gegeben ist. Denn man weiss ja nicht, wie fit man im Alter noch ist (. . .). (Interview vom 2.9.2020)

Obwohl die eigene Wohnung als Rückzugsort geschätzt wird, lässt sich aus den Interviews auch eine gewisse Angst vor dem Alleinwohnen oder dem allein alt werden, zum Beispiel in einem Alterswohnheim, heraushören. I3 betont im Interview, dass sie die eigene Wohnung sehr schätzt und sich nicht vorstellen kann, mit einer zukünftigen Partnerin in einer gemeinsamen Wohnung zu leben. Der Wechsel in ein Alterswohnheim oder allein zu wohnen, bereitet ihr jedoch auch Angst:

Und je älter ich wurde, desto mehr hatte ich das Gefühl ja scheisse, ich möchte halt im Alter nicht irgendwie allein wohnen (. . .). Ich hoffe nicht, dass ich dann irgendwann in einem Altersheim lande. Also ich sehe das auch als Chance, dass ich hier möglichst alt werden kann. Bis hin, dass ich hier sogar sterben darf. Das hoffe ich natürlich, dass ich nicht noch in ein Altersheim muss. Aber man weiss ja nie, oder. (. . .) die Idee war schon gewesen, wirklich nicht allein alt zu werden. (I3, Interview vom 18.8.2020)

Die mit dem Prozess des Alterns verbundene Pensionierung hat ebenfalls einen Einfluss auf die sich verändernden Bedürfnisse. Wie I1 beschreibt, geht es dabei um eine neu gewonnene Freiheit. Sie sagt: «Ruhestand soll ja auch heissen, (. . .) diese neue Freiheit, die man erhält mit der Pensionierung zu nutzen» (Interview vom 6.8.2020).

7.2 Beweggründe für eine intergenerationelle Wohnform

Aus den Interviews gehen verschiedene Beweggründe für den Einzug in eine intergenerationelle Wohnform hervor. Die Anstösse sind geprägt durch die individuellen Lebenserfahrungen und Bedürfnisse. Es zeigt sich, dass einige Befragte einen Einzug in ein Alterswohnheim negativ konnotieren und verhindern möchten. I3 berichtet von negativen Erfahrungen, die sie in der Vergangenheit mit dem Alterswohnheim machte:

Die Mutter von meinem Vater war lange, lange im Altersheim und wir besuchten sie immer und ich war nachher immer derart traurig, als wir heim gingen. Ich habe gedacht, die ist so allein und die ist auch so traurig (. . .). Schon als Kind, also gut ich war damals, was war ich da,

vielleicht in der Sek oder so. Das hat mich derart geprägt, schon tief, dass es mich das ganze Leben ein Stück weit begleitet hat. So möchte ich nicht alt werden. Ist doch spannend, oder? Dort durfte ich eigentlich die Erfahrung machen, das zu erleben. Die hat mir so leidgetan, diese Grossmutter. (I3, Interview vom 18.8.2020)

I5 und I6 berichten, dass sie sich vor dem Einzug in die intergenerationelle Siedlung bereits für den Eintritt ins Alterswohnheim angemeldet hatten. Als ihnen die Option des intergenerationellen Wohnens durch ihre Tochter aufgezeigt wurde, meldeten sie sich umgehend vom Alterswohnheim ab. I6 erzählt davon folgendermassen:

Und dann haben wir das natürlich noch nicht gewusst, was es eigentlich überhaupt so gibt und (. . .) da hatten wir uns schon angemeldet [für das Altersheim], weil das muss man ja schon sehr lange vorher tun. Und dann nachher, als wir natürlich das gehört haben, hat sie gesagt, ja ihr könnt natürlich auch hier rauskommen, oder? Und dann habe ich gesagt: Ja natürlich, dann machen wir das, dann müssen wir doch nicht ins Altersheim. (Interview vom 9.9.2020)

Von fehlenden Kontaktmöglichkeiten in der alten Wohnumgebung berichtet I1 (Interview vom 6.8.2020). Sie fühlte sich zu jung, um sich zurückzuziehen. Die Atmosphäre war ihr zu verschlossen. Sie suchte deshalb gezielt nach einer Wohnumgebung, die mehr Möglichkeiten für Kontakte bietet (ebd.). Auch I3 beschreibt den Einzug in die intergenerationelle Wohnform als gezielt gestalteten Prozess (Interview vom 18.8.2020). Sie verfolgte ein intergenerationelles Wohnprojekt schon seit Langem und engagiert sich seit einiger Zeit im Vorstand des Vereins «Mehrgenerationen-Ost», um in Kontakt mit Entscheidungsträgern zu treten. Durch das Engagement konnte sie sich einen Wohnplatz in einem Projekt ihrer Wahl sichern (ebd.). Bei I4 war es nicht primär die Wohnung, welche ihn und seine Partnerin zu einem Einzug bewegte, sondern die Wohnumgebung mit den umliegenden Reben (Interview vom 2.9.2020). Er unterstützte die Gründung des Weinguts und kam dabei in Kontakt mit dem Gründerpaar der Siedlung, die ihn zum Einzug motivierten. Erst in der Auseinandersetzung mit dem Wohnprojekt entstand das Interesse an der intergenerationellen Wohnform (ebd.).

7.3 Kontakte und Beziehungen

Eines der primären Ziele der beschriebenen drei Projekte, in denen die Interviews stattfanden, ist der Aufbau und die Pflege von Kontakten sowie die Beziehungen unter den Bewohnenden. Im Folgenden werden die individuellen Ansichten und Erfahrungen bezüglich dieser Kontakte und Beziehungen erläutert.

7.3.1 Entstehung der Kontakte

In den Interviews zeigt sich, dass die vorhandenen Angebote eine wichtige Plattform für die Entstehung und Pflege von Kontakten sind. Daneben ist die Gestaltung der Wohnatmosphäre ein entscheidender Faktor für das gelingende Zusammentreffen der Bewohnenden. Die Angebote und die Wohnatmosphäre bilden einen Rahmen, innerhalb dessen sich die einzelnen Charaktere der Bewohnenden unterschiedlich viel Kontakt suchen und aufbauen können. Interviewpartnerin I1 beschreibt die Offenheit, einander kennenzulernen und den Kontakt mithilfe der Angebote zu vertiefen, folgendermassen:

Hier hat man das Gefühl, es ist so eine Offenheit da und es ist klar, es begrüßen alle einander. Also das hat man in Aarau auch gemacht aber / ja man lernt einander wirklich etwas kennen. Und dann gibt es jetzt schon verschiedene Angebote. Also das eine ist: miteinander kochen. Da gibts eine Kochgruppe, die sich jede Woche trifft, in der dann auch andere zum Mittag dazu kommen können. Da kommen dann teilweise auch Leute von den anderen Blöcken. Also man ist schon bestrebt, hier miteinander auch in Kontakt zu kommen, auch mit anderen Leuten (. . .). (Interview vom 6.8.2020)

Auch I2 erzählt, dass sie die Angebote, wie zum Beispiel das Spycher-Café gezielt nutzt, um mit anderen Menschen in Kontakt zu treten (Interview vom 21.8.2020). Sie sieht den Schlüssel der Kontaktaufnahme in den Angeboten. Ihrer Meinung nach dürfen die Angebote noch reger und von mehr Menschen genutzt werden. Zudem berichtet I2, dass sie bewusst und proaktiv bei neuen Bewohnenden an der Haustür klingelt, um sie kennen zu lernen und zur Teilnahme an Angeboten zu motivieren (ebd.). Anders schätzen I5 und I6 die Bedeutung der Angebote ein. Besonders I6 führt aus, dass die Kontaktaufnahme ihrer Erfahrung nach nicht über die Angebote laufen muss, sondern auch durch spontane und zufällige Begegnungen geschehen kann (Interview vom 9.9.2020). Sie kenne viele Menschen in der Siedlung, die nie an den Angeboten teilnehmen, zu denen sie aber trotzdem Kontakt hat (ebd.). I5 führt aus, dass er in dieser Wohnform vom Einzug an eine grundsätzliche Bereitschaft der anderen Bewohnenden erfuh, offen auf andere zuzugehen und Kontakte zuzulassen (Interview vom 9.9.2020). I3 hingegen berichtet eher von einer Kontaktaufnahme aufgrund gleicher Interessen (Interview vom 18.8.2020). I4 geht im Interview auf diejenigen ein, die scheinbar keinen Kontakt suchen, sich eher zurückhalten oder ganz zurückziehen und kaum grüssen (Interview vom 2.9.2020). Er spricht sich für das Akzeptieren dieser Einstellung aus und zielt auf eine respektierende Haltung diesen Personen gegenüber ab. Seiner Ansicht nach sind es meist die gleichen Personen, welche bei Veranstaltungen in der Siedlung dabei sind (ebd.). Ähnlich wie es I2 beschreibt, geht auch I4 teilweise proaktiv auf seine Mitmenschen zu und verfolgt das Ziel, diese in die Siedlung zu integrieren:

Ja und von den Leuten her muss man es akzeptieren, dass es manche gibt, die keinen sozialen Kontakt wollen oder nur in ihrem Kreis, im kleinsten. Und solche, die gerne Kontakt haben und mitmachen. Das sind meist immer die Gleichen, aber es kommen auch immer mal wieder Neue dazu. Manchmal muss man sie auch ein bisschen holen. Du? Hast du gesehen, es hat ein Fest da. Willst du nicht auch kommen? Ja, aber das ist manchmal noch schwierig. (I4, Interview vom 2.9.2020)

Er führt weiter aus: «Die, die Kontakt wollen, kommen schon auf einen zu und stellen sich vor. Man redet ein bisschen und beim nächsten Zusammentreffen kennt man sich» (I4, Interview vom 2.9.2020). I2 und I4 sprechen beide von einem harten Kern, der sich in den zwei intergenerationellen Siedlungen gebildet hat und verstehen darunter diejenigen Bewohnenden, die regelmässig miteinander in Austausch kommen und an Veranstaltungen oder Sitzungen teilnehmen. Die Mitglieder dieses harten Kerns kennen sich untereinander gut.

7.3.2 Durchmischung der Generationen

In diesem Kapitel wird näher auf die Durchmischung der Generationen eingegangen. Grundsätzlich lassen sich in den Interviewaussagen drei Typisierungen herausfiltern: Aussagen, die positiv von der Generationendurchmischung berichten; Aussagen, dass es schwierig ist, einen beständigen Kontakt zu den jüngeren Generationen zu halten und Aussagen mit dem Wunsch, dass es mehr ältere Bewohnende geben soll. Aus den Interviews wird ersichtlich, dass in allen drei Wohnprojekten tatsächlich verschiedene Generationen leben und viele Altersgruppen vertreten sind. I1 meint dazu: «Das habe ich schon immer wichtig gefunden, auch als ich selbst jung war, Kontakt zu haben zu älteren Leuten. Das finde ich etwas ganz Wichtiges. Und ich persönlich bin überzeugt, dass die Gesellschaft nur so funktionieren kann» (Interview vom 6.8.2020). I5 ergänzt als 89-Jähriger: «So wie das konzipiert ist, ist das natürlich ideal für uns. Wir brauchen die anderen Alten nicht unbedingt, um glücklich zu sein» (Interview vom 9.9.2020). I2 berichtet vom intergenerationellen Konzept ihrer Siedlung folgendermassen:

Also es steht auch auf der Webseite. Ich weiss es jetzt nicht mehr genau. Etwa 60 bis 65 Prozent möchten sie ältere Bewohnende und den anderen Anteil Junge, Singles, junge Familien mit Kindern oder Paare oder so. Es soll dann einfach einen Austausch geben. (Interview vom 21.8.2020)

Der intergenerationelle Kontakt besteht bei den sechs Befragten vor allem zu den Familien und weniger zu Singles oder jungen Erwachsenen der Siedlungen. Der Kontakt zu den Familien ist intensiver, weil er sich niederschwellig gestaltet. Die Familien sind oft vor Ort und verweilen innerhalb

der Siedlung. Aufgrund ihrer Präsenz kann der Kontakt durch das zufällige Aufeinandertreffen aufgebaut und gepflegt werden. Singles und junge Erwachsene hingegen verlassen die Siedlungen meist tagsüber, um zur Arbeit zu gehen und kehren erst abends zurück, wenn sich die Familien und älteren Bewohnenden wieder in ihre Wohnungen zurückziehen. I6 führt diesen Aspekt aus:

Wenn sie [die Familien] draussen sind, dann hat man schon die Beziehung, dass man dann ein paar Worte schwätzt miteinander, wenn man vorbei geht oder so. Die sind dann viel auch draussen mit den Kindern natürlich und dann spricht man ein wenig. (Interview vom 9.9.2020)

Auf diese spontanen Begegnungen geht auch I3 ein und erzählt:

Und das andere ist, wie ich es gesagt habe, mehr oder weniger spontan. Also da hat niemand das Gefühl, ach, jetzt müssen wir doch. Die Frau A. ist eine, die gerne viel mehr zusammen sein möchte. Sie ist eine sehr Gesellige. Aber inzwischen hat sie auch akzeptiert, dass wir alle einfach mehr auf Spontanität aus sind und nicht auf eine grosse Planung. Nein, wir lassen einander einfach leben. Das ist so, habe ich das Gefühl, das ist das Motto. Jedes, jede in ihren Spezialitäten und Eigenarten auch. (. . .) Das ist auch sehr wichtig, dass nicht Erwartungen kommen jetzt müssen wir. Das ist wirklich schön hier. (Interview vom 18.8.2020)

Trotz dem geschätzten Austausch mit den Familien, dürfte sich die Durchmischung der Generationen für einige Befragten noch verbessern, um die Kontakte zu intensivieren. Wie I1 ausführt, sind die jüngeren Bewohnenden tagsüber abwesend, weshalb sie viele von ihnen noch nicht kennenlernen konnte (I1, Interview vom 6.8.2020). Ähnlich äussert sich I4: «Im Moment ist es für mich (. . .) eher noch zu wenig. Es müsste noch mehr Ältere haben und vielleicht so drei, vier Familien, oder eben einfach durchmischer mit Kindern sein. Wir hatten das, aber die einen sind wieder gegangen» (Interview vom 2.9.2020). Der Wunsch nach mehr älteren und alten Bewohnenden könnte sich daraus ableiten, dass diese tagsüber mehr Zeit haben, anwesend sind und die Interessen der Älteren eher teilen. I4 bestätigt diese Hypothese und sagt:

Ich als der dritt älteste (. . .) bin 66 Jahre alt, also von dem her gibt es hier nicht wirklich ältere Leute. Ich finde das etwas schade. Also schön wäre es, wenn wir hier vielleicht (. . .) sechs oder acht ältere Leute wären, die auch durch den Tag da sind. Mit denen man was machen kann oder sie mit einbeziehen kann. (Interview vom 2.9.2020)

Obwohl I5 den Gedanken des intergenerationellen Wohnens sehr gut findet und sagt, er brauche keine anderen älteren Menschen, um glücklich zu sein, hätte er eigentlich mehr ältere und alte Bewohnende in der Siedlung erwartet (Interview vom 9.9.2020). I6 sucht nach Gründen für die geringe Anzahl älterer

oder alter Bewohnenden und erklärt es sich dadurch, dass sich die intergenerationelle Siedlung noch in Entwicklung befindet und sich die Durchmischung der Generationen erst verfestigen muss. Sie führt aus:

Aber der nächste, sagen wir nach uns zwei, wäre, ich glaube, der ist dort vorne (. . .) um die siebzig, (. . .) Viele sind zwischen 50 und 70. Es hat verschiedene, die in dem Alter sind. Und das kann natürlich sehr gut sein, dass das nach zehn, 15 Jahren / ist das natürlich dann so, [dass es mehr ältere und alte Bewohnende hat], wenn die dableiben (. . .). (I6, Interview vom 9.9.2020)

I1 kann den Wunsch nach einer intensiveren Durchmischung der Generationen nachvollziehen, stellt aber klar fest, dass es falsch wäre, sich Illusionen dazu zu machen (Interview vom 6.8.2020). Zudem berichtet sie von der starken Durchmischung der Generationen in ihrer eigenen Familie, zu der sie einen guten Bezug hat (ebd.). Wie I2 erzählt, kann es für die aktiven Bewohnenden mit der Zeit ermüdend sein, sich für die intergenerationelle Durchmischung einzusetzen (Interview vom 21.8.2020). Ein weiterer Einflussfaktor auf die Generationendurchmischung ist laut I4 die Grösse der Siedlung. Seiner Ansicht nach erschwert eine zu grosse Siedlung die intergenerationelle Kontaktaufnahme (Interview vom 2.9.2020). So gebe es in seiner Nachbarschaft Menschen, die schon seit Monaten dort wohnen, denen er aber noch nie begegnet ist (ebd.).

7.3.3 Intensität der Kontakte

Obwohl die Durchmischung der Generationen noch ausbaufähig ist, schätzen die meisten der Befragten diese lockeren, unverbindlichen und spontan stattfindenden Kontakte. Wie I3 beschreibt, sind die Kontakte in ihrem Mehrgenerationenhaus «lose» und Begegnungen finden nur selten geplant statt (Interview vom 18.8.2020). Auch I6 spricht von spontanen Begegnungen und sagt:

Also man trifft einander in der Garage unten oder vielleicht auch irgendwie beim Laufen. Mein Mann ist nicht mehr so gut beieinander und kann nicht mehr so weite Spaziergänge machen, aber da so ums Haus herum können wir natürlich schon und so sehen wir natürlich auch Leute und Kinder draussen. Dann können wir dort auch etwas trinken im Pavillon. Und das ist natürlich schön. Das ist für uns auch schön und das reicht auch für uns. Wir müssen nicht, wie soll ich sagen, jede Woche oder an einem festgelegten Tag mit jemandem Kaffee trinken oder was auch immer. Wir können einfach gehen. (Interview vom 9.9.2020)

Obwohl I6 ihre Kontakte in der intergenerationellen Siedlung als unverbindlich einschätzt, sieht sie einige dieser Kontakte gemäss der folgenden Aussage als Freunde an, weil diese sie grundsätzlich unterstützen und Hilfe anbieten:

Das sind an sich lose Beziehungen, muss man sagen. Aber es sind an und für sich alles Freunde. Wir haben zum Beispiel unsere Nachbarn, zu denen haben wir einen super Kontakt. Es sind zwei Männer, und die, ich sehe sie selten. Aber die machen. Ich muss nur klingeln gehen und etwas fragen oder so und die kommen auch hier rein. Ich meine, für mich sind es Freunde, sagen wir mal so. Aber (. . .) ich sehe sie nicht viel. (I6, Interview vom 9.9.2020)

Wie I3 beschreibt, bietet die intergenerationelle Umgebung die Möglichkeit, zusätzliche Kontakte und Beziehungen aufzubauen. Sie sagt:

[Die Kontakte im Mehrgenerationenhaus] sind für mich etwas anderes. (. . .) ich habe einen grossen Freundeskreis, aber da muss ich mich ja auch immer bemühen, um Kontakt und so. Ist dann auch an mir, um den zu pflegen. Und hier habe ich schon eine gewisse kleine Familie, in der ich eingebettet bin. Und ich merke auch, es ist gut so. Für mich ist es eigentlich gut, auch ausserhalb etwas zu machen und mich nicht auf [den Freundeskreis] zu fixieren. (. . .) Das würde mir ja nicht reichen, (. . .). (Interview vom 18.8.2020)

Ebenso hat I1 einen beständigen Freundeskreis und einen engen Bezug zur Familie. In der intergenerationellen Siedlung hat sie seit ihrem Einzug keine Freundschaften aufgebaut. Ihrer Ansicht nach entwickeln sich Freundschaften im Laufe des Lebens. Sie fügt hinzu: «Ich glaube das wären Illusionen, zu denken, hier finde ich tiefe Freundschaften. So ist es sicher nicht gedacht. Ich stelle es mir auf jeden Fall nicht so vor, dass man jetzt hierherzieht, in der Meinung, hier finde ich Freunde» (I1, Interview vom 6.8.2020).

7.4 Gelebte Nachbarschaft

Für die Autorinnen kristallisiert sich in der Auswertung der Interviews heraus, dass die Befragten im Interview grösstenteils von der gelebten Nachbarschaft und ihrem Verständnis einer gegenseitigen Unterstützung in der intergenerationellen Siedlung oder dem Mehrgenerationenhaus erzählen.

7.4.1 Gegenseitige Unterstützung

Grundsätzlich zeigt sich in den Aussagen aller Befragten, dass die gegenseitige Unterstützung niederschwellig und in den Alltag eingebunden geschieht. Zudem spielt die Freiwilligkeit und Ressourcenorientierung des individuellen Engagements in allen drei Wohnprojekten eine grosse Rolle,

wie die Aussage von I3 aufzeigt: «Also, wir haben die Philosophie, dass man sich unterstützt, aber alles auf freiwilliger Basis: Was ich kann, was ich will» (Interview vom 18.8.2020). I6 beschreibt die gelebte Nachbarschaft in ihrer Siedlung ebenfalls als unkompliziert: «Wenn wir Lust auf einen Kaffee haben (. . .), dann können wir auch bei jemandem klingeln und schauen, ob sie zufälligerweise da sind und dann können wir dort Kaffee trinken. (. . .) Das funktioniert und das ist natürlich sehr schön. Es kann sehr gut sein, dass das hier auch so bleibt» (Interview vom 9.9.2020). Die Befragten sprechen von einem funktionierenden Geben und Nehmen. So führt I1 aus, dass sie jederzeit eine Person fragen kann, ob diese ihr helfen oder etwas tragen könnte (Interview vom 6.8.2020). Im Gegenzug übernimmt I1 Tätigkeiten, die anderen schwerfallen, die sie aber noch problemlos ausführen kann:

Die Frau R., die sucht jemand, der ihr hilft bei der Wäsche. Sie kommt mit dieser Maschine irgendwie nicht mehr zugange oder traut es sich nicht zu. Und dann habe ich gedacht; ja, es ist alle vierzehn Tag eine Zeine voll Wäsche. Jetzt mache ich ihr das und sie ist sehr glücklich und das ist für mich gelebte Solidarität oder Unterstützung. Also das finde ich noch schön. Und ich mag das im Moment noch ohne Probleme zu bewältigen, so kleine Sachen. (Interview vom 6.8.2020)

Auch I2 setzt sich für ein Geben und Nehmen in der Siedlung ein. Sie betont im Interview, wie sie darauf achtet, den Solidaritätsgedanken bei neuen Bewohnenden zu fördern, indem sie diese bei zufälligen Begegnungen anspricht (Interview vom 21.8.2020). Obwohl das Geben und Nehmen bei allen Befragten eine hohe Bedeutung erfährt, führen sie innerhalb der Siedlung oder dem Haus wenig bis gar keine regelmässigen, geplanten Hilfeleistungen aus. Die Hilfeleistungen ergeben sich meist kurzfristig und nach aktuellem Bedarf. I5 reflektiert, dass er wohl aufgrund seines hohen Alters keine spezifische Aufgabe in der Siedlung hat (Interview vom 9.9.2020). I3 hingegen übernimmt an einem festgelegten Tag die Betreuung der Kinder des Mehrgenerationenhauses (Interview vom 18.8.2020). Wie I3 ausführt, bereichert der Solidaritätsgedanke in ihrem Mehrgenerationenhaus die Lebensqualität und ist besonders in herausfordernden Zeiten tragend:

Das Schöne an dieser Form ist für mich auch, dass ich mich irgendwie gut aufgehoben fühle. Ich glaube, dass tun hier alle. Man hilft einander, auch wenn irgendetwas ist. (. . .) Frau A. hatte letztens einen Unfall, dann ging man für sie einkaufen. Für mich wollten sie in der Coronazeit auch einkaufen gehen. Aber ich habe gesagt nein, einkaufen tu ich selbst. Ich will ja mein Zeug selbst kaufen. Aber sie bieten es an und dann kann man es annehmen, wenn man es will und sonst ist es auch okay. (I3, Interview vom 18.8.2020)

Die Ressourcenorientierung und Niederschwelligkeit der informellen Hilfe zeigt sich bei einer Leistung, die sich I1 ausgedacht und in naher Zukunft umsetzen möchte: «Ich denke es geht um die Kleinigkeiten. Ich kann mir zum Beispiel vorstellen, dass ich mal jemanden regelmässig zum Essen einladen könnte, den Winter durch» (Interview vom 6.8.2020). Für sie ist die gegenseitige Hilfe dann wertvoll, wenn sie unkompliziert untereinander geschehen kann (ebd.). I4 betont neben den Vorteilen der gegenseitigen Unterstützung auch seine Bedenken, die er diesbezüglich hat. Er nimmt folgendes wahr:

Ja, es gibt hier schon Leute, die helfen oder auf die man zählen kann. Oder wenn ich noch jemanden brauche, um ein Event zu organisieren, dann melden sich welche. (. . .) Aber das sind meist immer die gleichen Leute, die helfen. Ich denke, das wird in jedem Projekt so sein. Ausser man sucht gezielt Leute, die reinpassen. (Interview vom 2.9.2020)

Die Grenzen der gegenseitigen Hilfe sprechen auch die weiteren Befragten an. I3 führt aus, dass sie sich vorstellen kann, Leistungen von aussen, wie die der Spitex, zu beanspruchen. Sie erklärt diese Aussage folgendermassen: «Natürlich ist es schön, wenn vielleicht jemand für mich einkaufen geht, wenn das nicht mehr geht. Aber da mache ich mir keine Illusion. (. . .) da habe ich keine Erwartungen, dass die mich bis zum Geht-nicht-mehr pflegen» (Interview vom 18.8.2020).

7.4.2 Teilnahme und Teilhabe

Wie im Feldzugang beschrieben, stellen die intergenerationellen Siedlungen Angebote bereit, um den Bewohnenden eine Plattform für die Kontaktaufnahme zur Verfügung zu stellen. Die Teilnahme und Teilhabe der Befragten geschieht ähnlich der gegenseitigen Unterstützung niederschwellig und spontan. Begünstigt werden Teilnahme und Teilhabe durch die Arbeit der Siedlungsassistenten. Im Allgemeinen bevorzugen es die Befragten, stets selbst entscheiden zu können wo, wann und in welchem Rahmen sie teilnehmen. Zudem schätzen alle sechs Bewohnenden die Unverbindlichkeit ihrer Teilnahme. I1 betont diese Freiheit der Teilhabe und beschreibt: «Das haben sie mir schon gesagt, als ich diese Wohnung angeschaut habe. Man kann, es ist eigentlich alles möglich, aber man muss nichts. Ich habe es noch nie so empfunden, dass ich mich gezwungen fühle, die würden erwarten, dass ich auch komme» (Interview vom 6.8.2020). Auch I3 sieht die unverbindliche, ihrem eigenen Bedarf entsprechende Möglichkeit der Teilhabe als grossen Vorteil an:

Wie sich diese auf meine Lebensqualität auswirkt? Bereichernd, wirklich bereichernd. Kontakt haben zu können, wenn ich das Bedürfnis habe. Und, eben, ich will einfach nicht allein sein, ich möchte nicht allein wohnen, das wusste ich immer. Ich bin nicht der Typ, um allein zu wohnen. (. . .) für mich hat es eine hohe Lebensqualität so zu wohnen dürfen, im Austausch mit anderen. (Interview vom 18.8.2020)

Durch ihr fortgeschrittenes Alter schätzen I5 und I6 die Möglichkeit, an Angeboten nur kurz teilzunehmen:

Sehr häufig gehen wir jeweils kurz, nicht direkt die ganze Zeit, aber dass wir zum Beispiel auf einen Kaffee dazustossen, wenn sie Abendessen machen oder Pizzaofen oder was weiss ich. Ich meine, das müssen wir nicht, wir essen dann zu Hause. Wir gehen dann später für den Kaffee dazu und sitzen noch etwas rum, dann sieht man die Leute auch wieder. (I6, Interview vom 9.9.2020)

I5 wie auch I6 haben keinen Bedarf mehr, überall dabei zu sein und ziehen sich gerne bewusst zurück (I6, Interview vom 9.9.2020). I2 plädiert für die Teilhabe aller am Austausch: «Ja, man muss einfach miteinander und füreinander. Also füreinander da sein und einen Austausch / ja und dann habe ich auch zu den älteren Leuten gesagt, ihr müsst euch mitteilen» (Interview vom 21.8.2020). Zudem ist es ihr ein Anliegen, andere Leute zur Teilnahme an Angeboten zu motivieren (ebd.). Wie I1 und I4 ausführen, hat das Intergenerationelle einen Einfluss auf den Wert der Angebote und Anlässe. I1 beschreibt, dass das Intergenerationelle verstärkt zur Teilhabe anregt und den Angeboten mehr Dynamik verleiht (Interview vom 6.8.2020). I4 spricht von einem Mehrgewinn der Events, die über den Familienrahmen hinausgehen und intergenerationell sind (Interview vom 2.9.2020). Er betont gleichzeitig eine Schwierigkeit im Rahmen von Anlässen: «Ja genau, es gibt halt Sympathien und Antipathien. (. . .) Ja eben und die, die wollen, das ist gut und die, die nicht wollen. Die, die mitmachen, die helfen halt wirklich» (Interview vom 2.9.2020). Zudem gäbe es auch Bewohnende, die «nie etwas selbst machen und sagen, sie kommen und dann eher profitieren und dann wieder verschwinden» (I4, Interview vom 2.9.2020). I6 teilt diese Beobachtung, dass gewisse Nachbarn kaum an Anlässen teilnehmen und somit immer wieder dieselben Menschen bei Angeboten und Anlässen anzutreffen sind (Interview vom 9.9.2020). Wie I1 betont, liegen die Erfolgchancen für ein Angebot in der Bedarfsorientierung:

Aber das sind halt auch so Ideen, die mal jemand hat und dann meint, jetzt funktioniert das. Ich bin überzeugt, Sachen funktionieren nur, wenn sie über eine Beziehung laufen und wenn es miteinander (. . .) wachsen kann. Nicht etwas, wo man sagt, so, jetzt machen wir das und das ist super, oder? Das muss wie entstehen. (Interview vom 6.8.2020)

Ein Beispiel für ein nicht durchdachtes Angebot ist der Waschsalon der Siedlung «Im Spycher», wie I1 weiter ausführt:

Oder dann haben sie ja noch diesen Waschsalon, (. . .). Das verstehe ich nicht. Da haben sie offenbar ein amerikanisches Modell gehabt. In Amerika gibt es doch all diese Waschsalons, in denen man Wäsche wäscht und nachher sitzt man und plaudert miteinander und wartet bis die Wäsche wieder fertig ist. (. . .) das ist für mich so ein Schreibtischakt, wo da wahrscheinlich wieder jemand eine gute Idee hatte. Wieso platziert man in jede Wohnung einen Waschturm mit Waschmaschine und Tumbler und macht da unten einen Waschsalon und hat das Gefühl, die Leute bringen die Wäsche hinunter? Und das ist ein geselliger Treffpunkt? (I1, Interview vom 6.8.2020)

Angebote, die «Im Spycher» mehr Wertschätzung erfahren und eine grössere Teilnahme generieren, sind die Kochgruppe am Donnerstag und der Spieleabend am Mittwoch. Ebenfalls geschätzt werden Räumlichkeiten, welche für verschiedene Zwecke genutzt werden können. I4 und I6 schätzen in der intergenerationellen Siedlung «Im Dorf» in Schenkon vor allem den vielseitig nutzbaren Pavillon (Interviews vom 2.9.2020 und 9.9.2020). Dieser Pavillon zeichnet die Siedlung aus und ist ein Dreh- und Angelpunkt für Treffen und Begegnungen. Im Mehrgenerationenhaus von I3 gibt es keine spezifischen Angebote. Die Teilhabe an der Gemeinschaft funktioniert in diesem Falle über die Nutzung des gemeinsamen Gartens oder des Gemeinschaftsraums (I3, Interview vom 18.8.2020).

7.5 Herausforderungen und Risiken

Durch die Interviews wird deutlich, dass das intergenerationelle Wohnen neben den positiven, förderlichen Aspekten auch Herausforderungen birgt. Wie I3 ausführt, prallen im intergenerationellen Wohnen unterschiedliche Lebenswelten aufeinander: «Und dann [muss man] das aber auch voneinander akzeptieren (. . .) und trotzdem offen sein dafür und nicht sagen: Ach, das interessiert mich nicht wirklich, sondern dann auch zuhören» (I3, Interview vom 18.8.2020). I1 sagt ergänzend, dass es ihr wichtig ist, das intergenerationelle Wohnen nicht schön zu malen, denn es würden sich in diesem Setting, wie auch sonst im Leben, immer neue Aufgaben zeigen, die es zu bewältigen gilt (Interview vom 6.8.2020). Zudem müssen Erfahrungen im Zusammenleben gesammelt werden (ebd.). Neben den verschiedenen Lebenswelten prallen laut I2 auch verschiedene Charaktere aufeinander: «Aber eben, viele sind halt einfach nicht. Ich bin halt offen. Das können ja auch nicht alle sein» (Interview vom 21.8.2020). Aufgrund der unterschiedlichen Charaktere erhält I2 auch unterschiedlich viel Zuneigung. Sie spürt das Wohlwollen und die Zuneigung noch lange nicht von allen in ihrem Block und wünscht sich noch mehr davon (ebd.).

Wie in der Präsentation der Generationendurchmischung bereits beschrieben wurde, dürfte der Kontakt zu jungen Menschen für einige Bewohnende noch ausgeprägter sein. I4 bedauert es, dass

tagsüber wenig los ist: «Familien sind ab und zu draussen, aber die Kleinsten gehen jetzt auch schon in den Kindergarten. Sonst haben wir schon auch mit den Kindern gespielt, wir mussten Fussball spielen. Ja, das ist eigentlich das, was ein bisschen fehlt» (I4, Interview vom 2.9.2020). I6 erzählt ergänzend von den unterschiedlichen Tagesabläufen der Bewohnenden: «Ja, die meisten in diesem [jungen] Alter, die sind dann natürlich den Tag durch nicht anwesend. Viele kommen nicht mal über den Mittag nach Hause. Es sind nur ein paar, glaube ich, die man jeweils sieht» (Interview vom 9.9.2020). Sie führt weiter aus: «Viele arbeiten natürlich. Und am Abend sind wir auch drinnen, sind wir nicht viel draussen» (ebd.).

In Bezug auf die Anzahl Parteien oder Wohnungen der Wohnform gehen die Meinungen der Befragten auseinander. I6, die in einer grossen Siedlung mit 46 Wohnungen wohnt, sieht keine Herausforderung in der hohen Anzahl der Bewohnenden (Interview vom 9.9.2020). I3 hingegen wohnt in einer Hausgemeinschaft mit lediglich vier Parteien und sieht diese kleine Gemeinschaft als Vorteil an:

Aber eben, wir sind eine kleine Gruppe. Das, denke ich, macht viel aus. Also von dem her bin ich froh, von dem am Anfang grossen Projekt, welches ich im Kopf hatte, mit vielen Leuten eben, mit vielen Wohnungen, wieder zurück zum Kleineren gekommen zu sein. Ich fühle mich hier wirklich wohl. Also ich meine, ich konnte das andere ja nicht ausprobieren, aber ich habe gesehen, wie langwierig es ist, der Prozess, je mehr Leute es sind. Es gibt ja zum Teil riesige Projekte, oder? (. . .) Ich stelle mir das nicht einfach vor. Also ich möchte es nicht. Für mich ist so die Gruppe, die wir sind, absolut überschaubar und ideal. (Interview vom 18.8.2020)

7.5.1 Fluktuation

Bei den fünf Befragten der intergenerationellen Siedlungen gab es immer wieder Fluktuation unter den Bewohnenden. Diese Wechsel sehen einige der Befragten als hinderlich für die Beziehungsgestaltung und das Zusammenleben an. Besonders I4 scheint die Fluktuation als belastend wahrzunehmen: «Am Anfang war es fast besser durchmischt und dann gab es einen Wechsel. Und bei denen, die jetzt noch gekommen sind, da muss man sich überlegen, ob man mit ihnen Kontakt möchte, oder ob sie auch bald wieder weg sind. Denn es tut manchmal schon auch ein bisschen weh, wenn sie wieder gehen» (Interview vom 2.9.2020). I6 beobachtet die Fluktuation besonderes bei den jüngeren Generationen und versucht deren Wechsel zu erklären: «Die [Jungen] wechseln natürlich viel die Stelle, oder die Schule, oder sie haben sonst einen Freund, der irgendwo anders [wohnt] und dann ziehen sie natürlich weg» (Interview vom 9.9.2020). I1 geht ebenfalls auf die unterschiedlichen Lebensumstände ein und ist überrascht, dass es bereits in der Anfangsphase des Projekts «Im Spycher» zu einer grossen Fluktuation kam:

Was mich jetzt auch erstaunt, dass es jetzt bereits Wechsel gegeben hat von Bewohnern. Also es ist ja im Herbst letztes Jahr aufgegangen und jetzt sind mindestens drei oder vier Parteien schon wieder umgezogen. Keine Ahnung aus welchen Gründen. Aber eben, es gibt dann wahrscheinlich auch Leute, bei denen wegen den Lebensumständen halt ein Wechsel angesagt ist. Das weiss ich nicht. Aber es könnte sicher auch Leute geben, die dann denken ja nein, das ist mir wie zu viel Kontakt. (I1, Interview vom 6.8.2020)

I2, die in derselben Siedlung wie I1 wohnt, äussert sich ebenfalls erstaunt über die vielen Wechsel bereits bei Beginn des Projekts (Interview vom 21.8.2020). I3, die in einem Mehrgenerationenhaus wohnt, erlebte bis dahin keinen Wechsel (Interview vom 18.8.2020). Sie kann sich jedoch vorstellen, dass sich eine mögliche Fluktuation hinderlich auf das Zusammenleben auswirken könnte: «Risiken könnte es natürlich schon geben, wenn es Wechsel gibt. Dann gilt es, sich wieder neu anzupassen» (ebd.). Sie betont weiter, wie wichtig sie, im Falle eines Wechsels, die gemeinsame Suche nach neuen Bewohnenden einschätzt: «Wobei, bei einem Wechsel entscheidet nachher die restliche Hausgemeinschaft wieder von den Bewerbungen, die eintreffen, wer hineinpassen würde. Man schaut dann natürlich auch drauf, ob es mehrgenerationell bleibt, das muss wirklich sein. Also wir haben auch ein Mitspracherecht» (ebd.).

7.5.2 Abgrenzung

I1 erwähnt als zusätzliche Herausforderung die unterschiedlichen Vorstellungen und Engagements der Bewohnenden. Sie spricht von einer Angst vor zu vielen Selbstläufern:

Sie sprechen jetzt zum Beispiel davon, einen Verein zu gründen. Ich habe hier ein wenig meine Zweifel, ob das der richtige Weg ist. (. . .) Ich finde es noch schwierig, jetzt nochmal eine Rechtsform / eigentlich bin ich ja hier und eben das Dach ist das Domum und Frau B. ist die Verbindung. Mehr braucht's eigentlich, finde ich, nicht. Man muss hier nicht noch einen Verein gründen. Aber es ist noch schwierig. Es gibt dann sicher viele so Selbstläufer. Was ist denn möglich? (I1, Interview vom 6.8.2020)

I1 sagt von sich, sie sei ausreichend ausgefüllt mit ihrer eigenen Familie und ihren Hobbies. Sie habe nicht die Kapazität, sich auf viele weitere Menschen einzulassen (Interview vom 6.8.2020). Gleichzeitig stellt sie fest, dass diese Kapazität wohl abhängig vom eigenen Charakter ist: «[ich als introvertierte Person] habe auch nicht so viel Kapazität, denke ich, um mich auf so viele Leute einzulassen. Ja und das ist aber auch sicher wieder typabhängig. Jemand, der extrovertiert ist, der wird sich anders verhalten» (ebd.). Aus Angst, zu sehr eingespannt zu werden, versucht I1 ihre Kompetenzen

weitgehend zu verstecken und nimmt an Angeboten mit «angezogener Handbremse» teil (ebd.). I1 scheint ihre Teilhabe stark zu reflektieren und wägt stets ab, inwiefern sie sich verpflichten möchte:

Also [der frühere Beruf] ist schon wieder präsent und ja, ich könnte jetzt hier ein Kinderprogramm anbieten. Aber eben, ich finde das ist jetzt nicht das Thema. Aber die Gefahr ist immer da, dass man sich dann zu viel rein gibt, oder an sich reißt oder wie auch immer. Das ist halt dann je nach Typ auch verschieden. Aber ich selbst bin da sehr aufmerksam, ich muss aufpassen, dass es mir da nicht zu fest den Ärmel reinnimmt. (Interview vom 6.8.2020)

Als weitere Herausforderung spricht I1 den Druck des Mitmachens an. Sie geht darauf ein, dass das Zusammenleben in der Siedlung nicht nur durch gemeinsame Aktivitäten bestimmt sein sollte: «Aber eben dort finde ich es sehr anspruchsvoll, dass man nicht zu viel macht, zu viel meint, man müsse alles miteinander machen» (Interview vom 6.8.2020). Als besondere Belastung nimmt I6 teilweise ihre Rolle als Ehefrau wahr. Sie ist sich bewusst, auch auf sich selbst achten zu müssen:

[Unsere Töchter] haben mir bereits gesagt, dass ich auch auf mich aufpassen muss. Ich meinte zu ihnen, dass ich das wisse. Das merke ich auch, dass ich langsam nicht mehr so mag wie noch am Anfang. Mein Mann hatte eine schwere Operation (. . .). Ich habe es den Kindern gesagt, solange ihm noch helfen kann, mache ich es. Und wenn es nicht mehr geht, komme ich zu euch. Wir schauen, was wir machen können. (Interview vom 9.9.2020)

I5, der Ehemann von I6, wünscht sich, so lange wie möglich, in der Siedlung wohnen zu können. Bei schweren gesundheitlichen Problemen würde er externe Hilfe beziehen (I5, Interview vom 9.9.2020). I6 äussert ebenfalls, trotz der teilweise belastenden Pflege des Ehemanns, den Wunsch, möglichst lange in der Siedlung zu wohnen: «Wenn ich noch lange gesund bleibe, kann ich mir gut vorstellen hier wohnen zu bleiben. Für meinen Mann schon auch. Wenn ich ihm nicht mehr helfen kann, müssen wir überlegen, wie es weitergeht. Aber es gibt natürlich auch noch die Spitex» (Interview vom 9.9.2020).

7.6 Intergenerationelles Wohnen und Soziale Arbeit

Grundsätzlich scheinen die Befragten die Soziale Arbeit in ihrer Siedlung wenig bewusst wahrzunehmen, obwohl sie vor Ort in Form einer Siedlungsassistenz mit vielseitigen Funktionen vertreten ist. Die Angebote und Anlässe scheinen den Befragten zur Zeit der Interviews wichtiger als die Siedlungsassistenz zu sein. Dennoch kommen in den Interviews einige Leitprinzipien der Sozialen Arbeit zur Sprache.

7.6.1 Siedlungsassistenz

Die Siedlungsassistenz wird fast ausschliesslich von I1 thematisiert und trotz dem eher geringen Pensum von 40% als bedeutender Dreh- und Angelpunkt der Siedlung bezeichnet (Interview vom 6.8.2020). Besonders wichtig ist I1, dass die Siedlungsassistenz offen für die verschiedenen Anliegen der Bewohnenden ist. Wie I1 weiter ausführt, arbeitet die Siedlungsassistenz partizipativ und geht aktiv auf die Bewohnenden zu, um diese für ein Angebot zu begeistern oder die gegenseitige Unterstützung zu fördern. So kam die regelmässige Unterstützung von I1 in der Besorgung der Wäsche der Nachbarin durch die Siedlungsassistenz zustande (I1, Interview vom 6.8.2020). I6 spricht die Vernetzung der Siedlungsassistenz an und erzählt, dass diese ihr dank der vielen Kontakte sicherlich helfen könnte, die passende Pflegeunterstützung für ihren Mann zu finden (Interview vom 9.9.2020). Weiter beschreibt I1, dass die Siedlungsassistenz von der Teilnahme der Bewohnenden an Angeboten abhängig ist, weil sie ihre Anstellung der Trägerschaft gegenüber rechtfertigen muss (Interview vom 6.8.2020). Eine Herausforderung der Siedlungsassistenz ist es in den Augen von I1 einerseits, trotz des eher kleinen Pensums, den Überblick über die aktuellen Angebote, Anlässe und die Anliegen der Bewohnenden zu haben. Andererseits muss sich die Siedlungsassistenz zurückziehen und abgrenzen können, da sie nicht die Kapazität hat, überall selbst anwesend zu sein (ebd.). Die Siedlungsassistenz wird teilweise stark belastet und ihre Rolle sowie Aufgaben werden von den Bewohnenden unterschiedlich interpretiert:

Das beobachte ich jetzt so von Aussen. Da ist ein Paar hier im Haus, bei denen er wahrscheinlich (. . .) Probleme hat. Aber der saugt richtig an bei der [Siedlungsassistenz] und möchte einfach, dass sie immer schaut und immer hilft und er sucht eine Stelle und hin und her. Das kann dann eben auch in diese Richtung ausarten. Ich finde, das kann es nicht sein. Wir sind alles selbständige Leute hier, (. . .) auch wenn hier Unterstützung drinsteht. Also für das ist die Spitex zuständig. Aber vielleicht kann die [Siedlungsassistenz] mir den Kontakt machen, wenn ich das nicht mehr selbst kann. (I1, Interview vom 6.8.2020)

7.6.2 Partizipation

Im Mehrgenerationenhaus von I3 gibt es keine Siedlungsassistenz. Diese Gemeinschaft organisiert sich selbst und hat wenig bis keine Vorschriften von Aussen (Interview vom 18.8.2020). Die Idee ist laut I3, dass die Hausgemeinschaft selbst Regeln für das Zusammenleben aufstellt. Besonders wichtig in dieser Form ist laut I3 eine transparente und offene Kommunikation:

Eigentlich haben wir ein friedvolles Zusammenleben, ein tolerantes. Wir tolerieren einander. Wir haben auch unsere Kultur. In einer Besprechung haben wir das einander versprochen, dass

wir offen kommunizieren, nicht hintenrum, sondern es uns direkt sagen. (. . .) Auch zu den Kindern, ganz offen sagen, was mich stört. (. . .) Damit haben wir jetzt eigentlich gute Erfahrungen gemacht. Am Anfang braucht es ja jeweils Zeit, das Vertrauen zu haben, dass ich direkt kommunizieren kann. Am Anfang war es dann eher so, dass man ein wenig miteinander getuschelt hat. Heute wagen wir es eigentlich alle, es einander direkt zu sagen oder dann machen wir einander auch aufmerksam (. . .). Ich mag es nicht hintenrum hören. (I3, Interview vom 18.8.2020)

Das Leitprinzip der Partizipation spielt auch in den beiden intergenerationellen Siedlungen mit einer Siedlungsassistenz eine wichtige Rolle. Die Bewohnenden dürfen eigene Angebote und Anlässe entwickeln und durchführen: «Jemand hat den Mittwochsclub initiiert. (. . .) Alle zwei Wochen sitzt man zusammen und kann Spiele machen, das ist dann eben am Abend. [Die Initiatorin] (. . .) hatte das Gefühl, es fehle etwas am Abend» (I1, Interview vom 6.8.2020). I1 befürwortet die Entstehung neuer Angebote. Auch das erste Quartierfest sei partizipativ entstanden. Sie hat ebenfalls ein Angebot geplant, welches auf ihren Fähigkeiten und Interessen basiert. Sie möchte zukünftig ein Gedächtnistraining anbieten:

Was ich schon mit [der Siedlungsassistenz] besprochen habe: Ich habe lange im Altersheim und auch nachher noch Kurse gemacht für Gedächtnistraining. Ich habe mal eine Ausbildung gemacht vor vielen Jahren (. . .). Da habe ich jetzt auch alles Material noch mit gezügelt, weil das würde ich sehr gerne machen. (. . .) jetzt habe ich gedacht, vielleicht im Herbst dann mal. (. . .) für mich ist das jeweils auch wieder eine Herausforderung, um das Gedächtnis zu behalten. (Interview vom 6.8.2020)

I4 organisiert jährlich eine Weinbar, die auf grossen Anklang in der Siedlung stösst (I4, Interview vom 2.9.2020). Trotz der Ideen und Ressourcen der Bewohnenden, neue Angebote zu entwickeln, glaubt I1 nicht, dass die Weiterentwicklung der Siedlung ohne Siedlungsassistenz nachhaltig funktioniert: «Wenn es niemand macht oder niemand ein wenig stupft, dann passiert einfach nichts. Und das finde ich hier vielversprechend. Wobei ich denke, hier wird man Erfahrungen sammeln müssen, was möglich ist und was nicht» (Interview vom 6.8.2020).

Um die Bewohnenden über die Angebote und Anlässe hinaus partizipieren zu lassen und den intergenerationellen Austausch weiter zu verstärken, wurde in Gränichen eine Interessengemeinschaft gegründet und in Schenkon eine Quartiersitzung ins Leben gerufen (I2, Interview vom 21.8.2020 & I4, Interview vom 2.9.2020). I4 bedauert, dass die Quartiersitzung noch nicht rege genutzt wird: «Von den

rund 250 Bewohnenden der Siedlung nehmen jeweils nur 30 bis 40 Personen teil» (I4, Interview vom 2.9.2020).

7.7 Zukunftsvisionen und offene Wünsche

In allen sechs Interviews zeigt sich, dass die Bewohnenden mit ihrer Entscheidung für das Leben in einer intergenerationellen Wohnform zufrieden sind. I6 und I5 erzählen, dass sie in der intergenerationellen Siedlung alles haben, was sie brauchen und sich gut aufgehoben fühlen (I6 & I5, Interviews vom 9.9.2020). I2 erwähnt im Interview mehrmals, dass sie sich in der Siedlung und ihrer Wohnung wohl fühlt. Im Vergleich zu ihrer alten Wohnumgebung fühlt sich I1 in der intergenerationellen Siedlung deutlich wohler (Interview vom 6.8.2020). Den Umzug in ein Alterswohnheim ziehen alle sechs Befragten nur ungern in Betracht. I6 möchte auch in der Siedlung bleiben, wenn ihr Mann verstorben ist und hat sich bereits vor dem Einzug Gedanken dazu gemacht: «Ich würde lieber nicht ins Altersheim. Ich würde lieber zu Hause bleiben. Und ich habe am Anfang gesagt, (. . .) dass ich schon eine zweieinhalb Zimmerwohnung nehme, weil, wenn ich alleine wäre, kann ich dableiben» (I6, Interview vom 9.9.2020). Auch I3 möchte noch möglichst lange im Mehrgenerationenhaus bleiben und blickt positiv in die Zukunft:

In dieser Zusammensetzung sicher, ja, ich hoffe schon. Das funktioniert auch weiterhin, da bin ich fest davon überzeugt. Es gibt niemanden, der irgendwie nur schon davon spricht, man könnte ausziehen. (. . .) Ich hoffe, dass die noch möglichst lange so bestehen bleibt, diese Hausgemeinschaft. Nein, (. . .) ich ziehe nicht mehr um. Jetzt bleibe ich hier. (Interview vom 18.8.2020)

I5, die älteste befragte Person, hat sich zwei Sachen versprochen: «Ich ziehe nicht mehr um und man sieht mich in keinem Krankenhaus mehr» (Interview vom 9.9.2020). Er glaubt diese zwei Versprechen mit Hilfe der Nachbarschaft einhalten zu können: «Wir sind natürlich in einer guten Lage mit unserer Nachbarschaft, gerade vor unserer Haustüre, (. . .) wenn einer allein bleibt, was ja auch zwangsweise der Fall sein wird. Keiner wird in das Altersheim gehen. Das werden wir gar nicht zulassen» (ebd.). Für I4 könnte es ein Grund sein, die Siedlung zu verlassen, wenn es einen unauflösbaren Konflikt geben würde (Interview vom 2.9.2020).

Neben dieser hohen Zufriedenheit mit der intergenerationellen Wohnform kamen ein paar konkrete Wünsche für die Zukunft zur Sprache. I2 äussert den Wunsch, dass sich alle Bewohnenden noch mehr einbringen und die Verbindlichkeit untereinander etwas zunimmt (Interview vom 21.8.2020). Sie führt zu diesem Wunsch ein Beispiel aus:

Ganz am Anfang hatte [ein Neuzuzüger] gesagt, er freue sich auf den Sommer, wenn man sich draussen treffen könne und reden kann. Das nächste Mal, wenn ich ihn sehe, werde ich ihm dann sagen, dass es schon lang draussen warm geworden ist. Ich habe ihn noch nie gesehen. (I2, Interview vom 21.8.2020)

I4 erhofft sich ebenfalls einen regeren Austausch und eine Beständigkeit der Bewohnenden: «Ich hoffe immer noch, dass mit der Zeit noch ein bisschen mehr läuft und die Leute auch länger bleiben, dass wir Leute haben, die den Kontakt suchen und länger bleiben. Nicht schon nach einem halben Jahr oder Jahr wieder wegziehen» (Interview vom 2.9.2020). I6 äussert den Wunsch nach einer Jassgruppe in der Siedlung (Interview vom 9.9.2020). Dafür bräuchte es ihrer Ansicht nach aber mehr ältere und alte Bewohnende in der Siedlung, da diese tagsüber anwesend wären und eher Zeit und Lust zum Jassen hätten (ebd.).

7.8 Besonderheiten des ländlichen Raums

Der ländliche Raum, indem die Bewohnenden leben, kam in den Interviews kaum bis gar nicht zur Sprache. I4 beschreibt im Interview die schöne Aussicht auf den Sempachersee und erklärt, er habe sich bewusst für diese Wohnung entschieden (Interview vom 2.9.2020). I2 freut sich jeden Morgen, wenn sie die Vögel zwitschern hört (Interview vom 21.8.2020). Für sie war eine Lage mit viel Natur in der Umgebung wichtig, was bei ihr im Postskriptum zur Sprache kommt (ebd.). Auch I3 geniesst die eher ruhige Lage und ist bewusst von der Stadt in ein ländliches Umfeld gezogen (Interview vom 18.8.2020). Zum Stadt-Land-Vergleich äussert sich auch I4 und stellt die Vermutung auf, dass die Kontaktfreudigkeit davon abhängt, ob jemand aus der Stadt oder vom Land kommt: «Also ich habe eher das Gefühl lustigerweise, die Leute, die aus der Stadt kommen, suchen komischerweise eher nicht den sozialen Kontakt und die Leute vom Land [schon mehr]» (I4, Interview vom 2.9.2020).

8 Diskussion der Ergebnisse

In diesem Kapitel interpretieren die Autorinnen die Ergebnisse der Interviewauswertung und stellen diese in Bezug zu den theoretischen Grundlagen. Das Ziel der Diskussion ist es, die Forschungsfragen im darauffolgenden Kapitel zu beantworten. Die Gliederung dieses Kapitels ergibt sich aus den Schwerpunkten der Präsentationen der Ergebnisse. Die Autorinnen gehen zuerst auf die Beweggründe der älteren und alten Bewohnenden für den Einzug in die intergenerationelle Wohnform ein. Anschliessend werden die gelebte Nachbarschaft sowie die Siedlungsassistenz thematisiert. Den Abschluss des Kapitels bildet die Diskussion der Besonderheiten des ländlichen Raums.

8.1 Beweggründe

Die Aussage von Höpflinger, Hugentobler und Spini (2019), dass das Alter zunehmend als gestaltbaren Prozess angesehen wird (S. 27), bestätigt sich in den Interviews, da sich die Befragten aktiv mit dem Älterwerden auseinandersetzen. Sie haben sich bewusst Gedanken darüber gemacht, wie sie die Lebensphasen im Alter gestalten wollen. Die traditionellen Werte nach Ruhe und Rückzug von früher scheinen eher in den Hintergrund zu geraten. Höpflinger (2020) geht auf diese moderne Pensionierung mit vielfältigen und bunten Möglichkeiten für die alternde Bevölkerung ein (S. 9). Vernachlässigte Kompetenzen und Interessen, für die während des Arbeitsprozesses wenig Zeit blieb, können durch die Pensionierung wieder aufgenommen und verfestigt werden (ebd.). Diese Entwicklung wird vor allem bei dem Befragten I4 deutlich, für den die Wohnumgebung mit den angrenzenden Reben eine wichtige Rolle spielt. Er kann jetzt im fortgeschrittenen Alter seiner Leidenschaft, der Weinproduktion, nachgehen.

Durch das Altern verändern sich die Bedürfnisse und die Auseinandersetzung mit dem Alter führt zu veränderten Bedürfnissen in Bezug zum Wohnverhältnis. Durch das dynamische Leben der älteren und alten Menschen ergeben sich gemäss Althaus und Birrer (2019) immer wieder neue Herausforderungen oder Veränderungen, die es zu bewältigen gilt (S. 18). In der Konfrontation mit diesen Herausforderungen können Individuen durch eine aktive Veränderung eine Verbesserung der Lebensqualität bewirken (ebd.). Der Einzug in eine intergenerationelle Wohnform kann für die älteren und alten Menschen eine gewinnbringende Veränderung darstellen, die sich auf verschiedene Lebensbereiche auswirkt. Als Grund für den Einzug in das Mehrgenerationenhaus äussert I3 beispielsweise den Wunsch, nicht allein wohnen zu wollen. Der Entscheid für den Einzug in das Mehrgenerationenhaus lässt sich bei I3 anhand der biopsychosozialen Bedürfnisse nach sozial(kulturell)er Zugehörigkeit durch Teilnahme und sozialer Anerkennung begründen (vgl. Obrecht, 2005, S. 47). Aus diesen biopsychosozialen Bedürfnissen entwickelte I3 den Wunsch, ihren Alltag in

einer Gemeinschaft gestalten zu können. Sie suchte nach einer Wohnform, in welcher der intergenerationelle Kontakt gefördert wird und ihre Bedürfnisse nach Zugehörigkeit durch Teilnahme und sozialer Anerkennung gestillt werden können. In der alten Wohnumgebung konnte sie diese Bedürfnisse nicht ausreichend befriedigen. Die Befragte I1 äussert den Wunsch, in der intergenerationellen Wohnform Kontakte ausserhalb der Familie zu knüpfen. Sie zeigt sich durch ihre Erzählungen zudem als sehr hilfsbereit und schätzt kleine gegenseitige Unterstützungsleistungen im Alltag. Diese Eigenschaften basieren auf dem biopsychosozialen Bedürfnis nach spontaner Hilfe. I1 misst dem Konzept der Reziprozität, wie es von Wolter (ohne Datum; zit. in Feuerstein & Leeb, 2015, S. 83-84) als massgebend für intergenerationelle Wohnformen beschrieben wird, eine hohe Bedeutung zu.

Die Erwartungen an die verschiedenen Generationenrollen werden nicht mehr so starr aufgefasst wie früher und die individuelle Entfaltung im höheren Altern stellt sich auch im höheren Alter ins Zentrum der eigenen Entwicklung (Perrig-Chiello, 2008, S. 11). Die Befragten verdeutlichen diese Erscheinung und orientieren sich weniger stark an einem Rollenverständnis und den damit verbundenen Pflichten innerhalb der Familie. So hat I1 ihre Wohnungsgrösse bewusst verkleinert, da diese nicht mehr Platz für die ganze Familie bieten muss. Der eigene Haushalt ist für viele ältere und alte Menschen ein zentraler Aspekt eines selbstbestimmten Lebens (Höpflinger, 2004, S. 115). Intergenerationelle Wohnformen stellen meist eine Vielfalt an bedarfsorientierten Wohnungen zur Verfügung. Die Befragten bevorzugen eine eher kleine Wohnung, in der sie selbständig und selbstbestimmt leben können. Das intergenerationelle Wohnen bietet ihnen die Möglichkeit, Rückzug und Ruhe in der eigenen Wohnung mit zwischenmenschlichem Austausch innerhalb des Hauses oder der Siedlung zu verbinden. Diese Kombination kann der von Höpflinger (2020, S. 34) beschriebenen Tendenz zur Isolation im Alter entgegenwirken.

8.2 Gelebte Nachbarschaft

Gemäss Moisl (2019) erfahren Menschen durch soziale Beziehungen einen sozialen Zusammenhalt (S. 9). Der Gewinn des sozialen Zusammenhalts hängt von der Grösse, der Intensität und der eigenen Position im Netzwerk ab (Jansen, 2003, S. 105). Die Nachbarschaft in intergenerationellen Siedlungen stellt ein potenzielles Netzwerk dar, welches von den Bewohnenden gestaltet und auch genutzt werden kann. Die Bewohnenden der intergenerationellen Wohnformen haben die Möglichkeit, Beziehungen zu anderen Bewohnenden aufzubauen und daraus laut Moisl (2019) wesentliche Ressourcen in Form von Unterstützungsleistungen für das eigene Leben zu schöpfen (S. 9). Durch die Reziprozität der Unterstützungsleistungen kann gelebte Nachbarschaft entstehen. Aus den Ergebnissen der Interviews geht der Gedanke der gelebten Nachbarschaft deutlich hervor. Die gelebte

Nachbarschaft wird von den Befragten in unterschiedlicher Weise ausgelegt, verstanden und bewertet. Als zentrale Faktoren für eine gelingende Nachbarschaft zeigt sich aus den Interviews grundsätzlich ein Umgang, der von Respekt und Akzeptanz geprägt ist. Innerhalb dieser Rahmenbedingungen erleben die Befragten die Intensität der Kontakte und die gegenseitige Unterstützung verschieden. Aus den Befragungen geht weiter hervor, dass die strukturellen Rahmenbedingungen einen Einfluss auf die Durchmischung der Generationen haben. Die Bereitschaft zur Beteiligung und Teilhabe an der intergenerationellen Wohnform wird von den Bewohnenden unterschiedlich gelebt und die Fluktuation der Bewohnenden kann eine Herausforderung für diese Wohnform darstellen. Nachfolgend werden die wichtigsten Aspekte aufgegriffen und diskutiert.

Intensität der Kontakte

Hinsichtlich der Intensität der Kontakte zu den Nachbarn geht aus den Interviews klar hervor, dass die meisten Kontakte als eher lose und unverbindlich eingeschätzt werden. Diese Intensität der Kontakte scheinen die Bewohnenden zu schätzen. Enge und intensive Kontakte finden sich bei den meisten Befragten in Freundschaften, Beziehungen zur Familie oder im Netzwerk ausserhalb der Wohnumgebung. Das intergenerationelle Wohnen bietet vor allem zusätzliche Kontaktmöglichkeiten, kann aber einen engen Bezug zur Familie und Freunden der Befragten nicht ersetzen. In wenigen Fällen erreichen die neu gewonnenen Kontakte eine starke Intensität, die von den Bewohnenden als Freundschaft eingeordnet wird. Diese Erkenntnis zur Intensität der Kontakte in der Wohnumgebung bestätigt die These von Bachmann (2014; zit. in Höpflinger, 2020, S. 27). Bachmann beschreibt, dass das Netzwerk älterer und alter Menschen nach wie vor überwiegend aus Familienmitgliedern und gleichaltrigen Freundschaften besteht. Nachbarschaftskontakte und Beziehungen ausserhalb der Familie sind eher wenig vertreten (ebd.). Die Befragten sagen aus, dass sie die Kontakte der Wohnumgebung nicht missen möchten und sie sehr bereichernd sind. Sie fühlen sich bei diesen unverbindlichen Kontakten zu nichts verpflichtet und können ihren Ruhestand selbstbestimmt gestalten. Die Befragten I5 und I6 geniessen die Angebote und Feierlichkeiten dahingehend, dass sie oftmals spontan und kurzweilig auf einen Kaffee dazustossen.

Gegenseitige Unterstützung

Backes und Clemens (2013) bestätigen die Wichtigkeit und den Wert der nachbarschaftlichen Kontakte, weil das Netzwerk der älteren und alten Menschen durch Nachbarschaftskontakte differenzierter wird und dadurch eher passende Unterstützungsleistungen ausgemacht werden können (S. 78). Haben Freundschaften und Familien eher einen Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden, sind es die Nachbarschaftskontakte, die für kleinere Hilfen und den Austausch im häuslichen Bereich wertvoll sind (S. 79). Die Hilfe- und Unterstützungsleistungen geschehen dabei

niederschwellig in den Alltag eingebunden und gehen stark von der Freiwilligkeit und Ressourcenorientierung der Bewohnenden aus. Diese nachbarschaftliche Unterstützung ist laut Feuerstein und Leeb (2015) durch ein austariertes System von Geben und Nehmen gekennzeichnet (S. 83). Die Befragten umschreiben diese Reziprozität teilweise dadurch, dass sie von Solidarität sprechen. Eine Befragte (I2) versucht den Solidaritätsgedanken bei Neuzuzügerinnen und Neuzuzügern zu aktivieren. Damit sich der Solidaritätsgedanke überhaupt entwickeln kann und sich positiv auf das Sozialkapital auswirken kann, ist ein vorhandenes Vertrauen notwendig. Freitag (2014) beschreibt mit dem Nahbereichsvertrauen die persönliche Kenntnis der Personen und die geteilten Lebens- und Erfahrungswelten (S. 22). Dieses Vertrauen kann in der Nachbarschaft dauerhafte Beziehungen und soziale Netzwerke begünstigen (ebd.).

Strukturellen Rahmenbedingungen und Durchmischung der Generationen

Neben dem erläuterten Nahbereichsvertrauen können soziale Netzwerke durch die differenzierte Planung einer Siedlung gestärkt werden (Jacobs, 1961; zit. in Haug, 1997, S. 5). Die strukturellen Rahmenbedingungen sowie der Standort und die Infrastruktur der Wohnumgebung sind zentrale Einflussfaktoren für das Leben in einer intergenerationellen Wohnform (Schul-Nieswandt et al., 2012, S. 35). Die vorhandene Infrastruktur in Form von Begegnungsräumen und die Gestaltung der Aussenanlagen haben massgeblich Einfluss auf die Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und des Beziehungsaufbaus unter den Bewohnenden. Es werden Räumlichkeiten geschätzt, die für verschiedene Zwecke genutzt werden können und spontane Begegnungen fördern. In der intergenerationellen Siedlung «Im Dorf» in Schenkon stellt der Pavillon einen wichtigen Ort dar, der unterschiedlich genutzt werden kann. Zudem können bereitgestellte Angebote wie gemeinsames Kochen, Spieleabende, Feste und Feiern eine Plattform für die Kontaktaufnahme und den gemeinsamen Austausch bieten.

Ein Faktor, den auch eine partizipative Planung der Infrastruktur nicht gänzlich ausgleichen kann, sind die unterschiedlichen Tagesabläufe der Bewohnenden. Die Befragten beschreiben, dass besonders die jungen Erwachsenen tagsüber oft abwesend sind, weil sie arbeiten. Diese würden erst am Abend Zeit finden, in der Wohnumgebung Kontakte zu knüpfen. Viele ältere und alte Bewohnende ziehen sich jedoch schon am frühen Abend in ihre Wohnungen zurück und geniessen dort ihre Ruhe. Familien mit Kindern treffen die älteren und alten Bewohnenden bei Spaziergängen durch die Siedlung hingegen öfters an. Durch diese unterschiedlichen Lebensstile und Tagesabläufe wird das Kernthema der intergenerationellen Wohnform, die Durchmischung der Generationen, in den Interviews kontrovers behandelt. Manche äussern sich zufrieden und sagen, die Durchmischung sei für sie stimmig. Andere wünschen sich mehr Austausch zu den Gleichaltrigen wie auch zu den jüngeren Generationen.

Grundsätzlich ist eine Intensivierung der Durchmischung erwünscht. Aufgrund der teilweise grossen Anzahl an Wohnungen und Bewohnenden der untersuchten Projekte, muss davon ausgegangen werden, dass sich nicht alle Bewohnenden gleich stark mit dem Konzept des intergenerationellen Wohnens identifizieren. Die Befragten haben das Intergenerationelle als einen primären Grund für ihren Einzug genannt. Es könnte jedoch eine Diskrepanz in den unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen an die Umsetzung des intergenerationellen Konzepts geben.

Teilnahme und Teilhabe

Die Idee der Teilnahme und Teilhabe hat sich bei den älteren und alten Bewohnenden durch die neu gewonnene Freiheit der letzten Jahre gewandelt. Ältere und alte Menschen sind heutzutage eher bereit, traditionelle Werte wie Familie, Arbeit und Haushalt in den Hintergrund zu stellen (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 27). Die ältere Generation verbringt die neu gewonnene Zeit vermehrt damit, vernachlässigten Kompetenzen, Hobbies oder sozialen Kontakten nachzugehen (Höpflinger, 2020, S. 9). Es zeigt sich auch, dass die ältere Generation durch die ständige Auseinandersetzung mit Neuerungen ein Konzept des lebenslangen Lernens verinnerlicht hat (Höpflinger, Hugentobler & Spini, 2019, S. 27). Um individuell gewinnbringend zu sein, sollte die Teilnahme und Teilhabe von älteren und alten Menschen möglichst selbstbestimmt gestaltet werden können. Es darf nicht vergessen werden, dass es bei intergenerationellen Wohnformen neben dem Ziel einer gelebten Nachbarschaft für die Bewohnenden in ihrer persönlichen Wohnumgebung um ihre Privatsphäre geht und die Wohnung einen Rückzugsort darstellt. Die Bewohnenden wollen selbst entscheiden, wie aktiv sie ihre Teilnahme und Teilhabe gestalten. Schulz-Nieswandt et al. (2012) verweisen passend dazu auf die Entscheidung der einzelnen Bewohnenden, inwieweit sie Bindung, Vertrautheit, Nähe, aber auch Distanz in der intergenerationellen Wohnform leben wollen (S. 9). Dabei ist die gegenseitige Akzeptanz der Bewohnenden für den unterschiedlichen Bedarf an Teilnahme und Teilhabe zu berücksichtigen. Eine Gefahr der Fremdbestimmung könnte es geben, wenn Bewohnende sich durch die vermeintlichen Erwartungen anderer zur Teilnahme und Teilhabe gezwungen fühlen. An dieser Stelle ist die eigenverantwortliche Abgrenzung der Bewohnenden gefragt. Aus den Interviews wird deutlich, dass sich manche Befragten laufend mit ihren persönlichen Ressourcen und Fertigkeiten auseinandersetzen, um die Möglichkeiten des intergenerationellen Wohnens in einem für sie stimmigen Rahmen zu nutzen.

Aus den Ergebnissen der Interviews lässt sich sagen, dass die Befragten ihre Teilnahme und Teilhabe aktiv planen, aber auch niederschwellig und spontan gestalten. Für die Befragten sind mitunter die Angebote der intergenerationellen Wohnform ausschlaggebend für ihre Teilnahme und Teilhabe. Die etablierten, funktionierenden Angebote zielen vor allem auf die Beziehungsebene und weniger auf die

Sachebene ab. Sie sind unter anderem ein Mittel zum Zweck, um die gelebte Nachbarschaft anzuregen. Aus dieser überlegten Teilhabe am Beziehungsnetz der Nachbarschaft entwickelt sich das Sozialkapital der Beteiligten und deren individuelle Handlungsressourcen werden gestärkt (vgl. Bourdieu, 1983; zit. in Freitag, 2014, S. 15). Neben den Angeboten sind die verschiedenen Charaktere der Befragten ausschlaggebend für deren Teilnahme und Teilhabe. Es treffen aktive und passive sowie extrovertierte und introvertierte Persönlichkeiten aufeinander und diese müssen sich miteinander arrangieren. So gibt es Bewohnende, die bei Angeboten nur vorbeischaun, andere die primär davon profitieren und wiederum Bewohnende, die engagiert mitarbeiten. Um einem Angebot mehr Dynamik zu verleihen, sehen die meisten Befragten eine generationendurchmischte Teilhabe als förderlich an. Zudem werden Angebote, die sich um das Thema Essen und Trinken drehen, bei denen ein gemütliches Beisammensitzen oder das gemeinsame Spielen möglich ist, besonders positiv bewertet. Die Möglichkeit, sich in der Entwicklung von Angeboten im Rahmen partizipativer Prozesse zu beteiligen, wird den Aussagen der Befragten entsprechend immer mehr genutzt. Diese Chancen zur Teilnahme und Teilhabe in naher Umgebung der Wohnung können intergenerationelle Siedlungen im Vergleich zu herkömmlichen Wohnformen eher bereitstellen und partizipativ ermöglichen.

Fluktuation

Eine entscheidende Herausforderung für die gelebte Nachbarschaft stellt die von vielen Befragten angesprochene Fluktuation dar. Aus den Interviews wird klar, dass es bei den Bewohnenden zu häufigem Wechsel, teilweise bereits kurz nach dem Einzug kommt und die Durchmischung der Bewohnerschaft daher wenig konstant ist. Diese Fluktuation ist hinderlich für die Beziehungsgestaltung und das Zusammenleben: Die Bewohnenden überlegen sich genau, welche neuen Kontakte sie überhaupt noch zulassen oder aufbauen, da sie befürchten, diese Kontakte früher oder später wieder loslassen zu müssen. Die Hausgemeinschaft im Mehrgenerationenhaus hat eher wenig Fluktuation und bringt die Lösung ein, dass bei einem Wechsel Bewohnende gesucht werden, die auch wirklich hineinpassen. Bezogen auf Freitag (2014), der darauf eingeht, dass sich Sozialkapital immer auch durch Werte und Normen formt (S. 23), bedeutet die Fluktuation, dass die Bewohnenden ihre Wertesysteme mit den neuen Bewohnenden immer neu abgleichen müssen. Diesen Prozess nehmen einige der Befragten als anstrengend wahr und überlegen sich daher genau, inwiefern sie Beziehungen mit neuen Bewohnenden eingehen wollen. Andererseits kann es für Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger schwierig sein, Zugang zum bestehenden harten Kern der Bewohnenden der Siedlung oder des Hauses zu finden. Hinsichtlich der These von Deindl (2015), die besagt, dass Menschen vom Sozialkapital ausgeschlossen werden können (S. 4), würde sich bestätigen lassen, dass es für Aussenstehende problematisch sein kann, Teil der Gruppe zu werden. Wenn der Zugang zur Gruppe

nicht gefunden werden kann, kann dies ein Grund für das Verlassen der intergenerationellen Wohnform darstellen.

8.3 Siedlungsassistenz

Aus den Interviews geht hervor, dass die Siedlungsassistenz von den Befragten noch wenig gewichtet oder wahrgenommen wird. Nur eine befragte Person bezeichnet die Siedlungsassistenz als Dreh- und Angelpunkt und geht intensiv auf deren Kompetenzen, Tätigkeiten und Herausforderungen ein. Aus Sicht der Sozialen Arbeit ist diese Rolle unter Berücksichtigung der theoretischen Herleitung als tragend und einflussreich zu bewerten, da sie die sozialen Vorgänge in der Siedlung gelingend mitgestalten und die soziale Nachhaltigkeit der Siedlung gewährleisten kann. Zudem stellt die Siedlungsassistenz ein Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit dar, welches aufkommt und vielseitig auslegbar ist.

Gemäss Ettlín (2019) kann die Siedlungsassistenz in intergenerationellen Wohnprojekten unter anderem eine Vermittlungsrolle einnehmen, um die Vernetzung und informelle Unterstützung unter den hilfeschenden und helfenden Bewohnenden anzustossen (S. 223). Diese Vermittlungsrolle nimmt die Siedlungsassistenz in den beschriebenen Wohnprojekten ein, indem sie Angebote für die Bewohnenden etabliert und mit ihnen gemeinsam aufbaut. Die Siedlungsassistenz vermittelt ausserdem zwischen hilfeschenden Bewohnenden und unterstützende Personen. Neben diesen Tätigkeiten soll sich die Siedlungsassistenz gemäss Ettlín (2019) auch für die Schaffung sogenannter Begegnungsorte in den Siedlungen engagieren, um die Vernetzung der Nachbarn zu fördern (S. 222). Bei der Bereitstellung dieser Begegnungsorte ist die Siedlungsassistenz mitverantwortlich für die Verknüpfung mit gezielten Aktivitäten und Nutzungsmöglichkeiten. Dadurch werden die Begegnungsorte effektiv belebt (S. 223). In den besichtigten intergenerationellen Wohnformen sind solche Begegnungsorte vorhanden und die Befragten weisen auf die unterschiedliche Nutzung hin. Beispielsweise wird der Pavillon in der Siedlung «Im Dorf» in Schenkön als zufälliger Treffpunkt als auch als Veranstaltungsort für Geburtstagsfeiern gerne genutzt.

Die Schaffung von Begegnungsorten nach der These von Ettlín (2019, S. 222) überschneidet sich mit dem für die Soziale Arbeit bedeutungsvollen Konzept der Sozialraumorientierung (vgl. Hinte, 2017). Die Berücksichtigung der Sozialraumorientierung, welche eine wache Aufmerksamkeit gegenüber den Lebensumfeldern der Personen in der Siedlung verlangt, bedeutet für die Siedlungsassistenz, dass sie die Ressourcen eines belebten Raumes erkennt und gemeinsam mit den Bewohnenden aufbaut oder erweitert (S. 20). Mithilfe der Sozialraumanalyse kann die Siedlungsassistenz mittels passender Methoden die in der Wohnumgebung zur Verfügung stehenden Ressourcen erfassen, sichtbar machen

und mit den beteiligten Personen Lösungen für allfällige bestehende Probleme entwickeln (vgl. Pollinger, ohne Datum). Diese Sozialraumanalyse geschieht immer in Zusammenarbeit mit den unmittelbar betroffenen Personen mit dem Ziel, eine Bestandsaufnahme der lokalen Ressourcen herauszuarbeiten. Besonders in Bezug auf den ländlichen Raum stellt die Sozialraumorientierung eine spannende Herausforderung dar, weil es zwar einfach ist, Menschen zu finden und für eine aktive Mitarbeit zu erreichen, wenn sie in Vereinen engagiert sind, diese Menschen durch ihre Tätigkeiten jedoch oft vielfach ausgelastet sind (ebd.). In den Ergebnissen der Interviews zeichnet sich ein solches Engagement einzelner Personen deutlich ab. Diejenigen Befragten, die sich innerhalb der intergenerationellen Wohnformen gerne engagieren, sind oftmals auch ausserhalb der Wohnumgebung stark eingespannt. Feuerstein und Leeb (2015) betonen die Wichtigkeit der aktiven Mitarbeit der jeweils involvierten Personen und die Bereitstellung einer Moderatorenrolle für eine gelingende Umsetzung von Konzepten intergenerationeller Wohnprojekte (S. 7). Die Zusammenarbeit der Bewohnenden mit der Siedlungsassistenz kann das Leben in einer intergenerationellen Wohnform demzufolge nachhaltig positiv beeinflussen.

Neben der vermittelnden Arbeitsweise wünschen sich die Befragten ein proaktives und partizipatives Vorgehen. Besonders in der Entwicklung und Durchführung neuer Angebote ist eine partizipative Vorgehensweise denkbar. Die Partizipation soll sich vor allem an den Fähigkeiten und Ressourcen der Bewohnenden orientieren, denn laut Alisch (2008) spiegelt die Orientierung an Ressourcen und Interessen einige Kriterien der gewinnbringenden Partizipation wider (S. 146). Alisch geht weiter darauf ein, dass mithilfe der individuellen Kompetenzen und Ressourcen aller Prozessbeteiligten eher ein gemeinsames Ziel erreicht werden kann (ebd.). Die unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Bedarfslagen der Bewohnenden stellen hierbei eine Herausforderung dar, da der Prozess der Eruiierung der Bedarfslagen zeitintensiv ist und durch die Fluktuation bedingt laufend neu überprüft werden muss. Als zusätzliche Herausforderung hören die Autorinnen heraus, dass die Siedlungsassistenz auf die Teilnahme und Teilhabe der Bewohnenden angewiesen ist, um die Legitimation ihrer Anstellung zu sichern. Sie muss die Angebote regelmässig evaluieren. Diese Herausforderungen müssen in den untersuchten Siedlungen zusätzlich mit einem eher geringen Pensum der Siedlungsassistenz vereinbart werden. Ein reflektierter Umgang mit Nähe und Distanz sowie ein gesundes Abgrenzungsvermögen braucht die Siedlungsassistenz, um die verschiedenen Aufgaben zu bewältigen.

In Anlehnung an die Thesen von Fabian, Bischoff und Janett (2019) soll sich die Siedlungsassistenz in ihrer Arbeit nebst der Partizipation für eine grundsätzlich differenzierte Betrachtungsweise des Alters und die Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenswelten der Bewohnenden einsetzen (S. 19). Probleme, Defizite und Grenzen der älteren und alten Menschen sollen so in den Hintergrund geraten,

während ihre Ressourcen und Potenziale in den Vordergrund treten. Mit dieser Haltung kann verhindert werden, dass unreflektierte Stereotype über ältere und alte Menschen deren Partizipation erschweren (vgl. Fabian, Bischoff und Janett, 2019, S. 19). Die fünf Handlungs- und Strukturmaxime der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit können die Leitplanken der Siedlungsassistenz darstellen (vgl. Thiersch, Grunwald & Köngeter, S. 188-190). Unter Berücksichtigung der Maxime der Prävention agiert die Siedlungsassistenz vorausschauend, bevor es zu Problemlagen kommt. Alltagsnah und niederschwellig arbeitend kann die Siedlungsassistenz den Bewohnenden entgegenkommen und mögliche Hemmschwellen eher überwinden, vor allem bei Menschen, die von sich aus eher selten um Hilfe fragen. Durch Präsenz vor Ort – auch ausserhalb ihres Büros, mittendrin im Geschehen – wird die Siedlungsassistenz von den Bewohnenden erst wahrgenommen und es kann eher eine Beziehung hergestellt werden. Die beiden letzten Maxime der Integration und Partizipation wurden anhand des Wunsches der Befragten nach einer vernetzten und integrierenden Arbeitsweise bereits zu Beginn des Kapitels erläutert.

Der Aufbau des Sozialkapitals ist ein intensiver Prozess, wie Jacobs (1961; zit. in Haug, 1997, S. 5) beschreibt. Soziale Netzwerke benötigen viel Zeit, um sich zu entwickeln und zu festigen (ebd.). Freitag (2014) betont, dass die tägliche Pflege von Beziehungen zu Nachbarn, Freunden oder Familien eine besondere Relevanz für die Entwicklung des Sozialkapitals hat (S. 20-21). Der Einfluss von sozialem Zusammenleben in informellen Netzwerken ist tragend für die individuellen Grund- und Werthaltungen der beteiligten Personen (ebd.). Aus den Interviews wird deutlich, dass die Kontaktpflege von nachbarschaftlichen Beziehungen Zeit erfordert.

Zusammengefasst wird deutlich, dass die Siedlungsassistenz über vielseitige Kompetenzen verfügen und generalistisch denken soll, um allen Herausforderungen gerecht werden zu können (vgl. Kleiss, 2008, S. 8). Weiter soll die Soziale Arbeit es verstehen, ihren noch eher defizitorientierten Blick in einen präventiven Blick umzuwandeln, was wiederum dem Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit entspricht. Die Autorinnen sehen an dieser Stelle eine entscheidende Verbindung und Überschneidung der Ansätze der Sozialraumorientierung, der Bedarfsorientierung und der Lebensweltorientierung. Die Siedlungsassistenz soll in ihrer Arbeit stets alle drei Konzepte im Blick behalten. Die nachfolgende Abbildung 11 zeigt die drei Konzepte der Siedlungsassistenz:

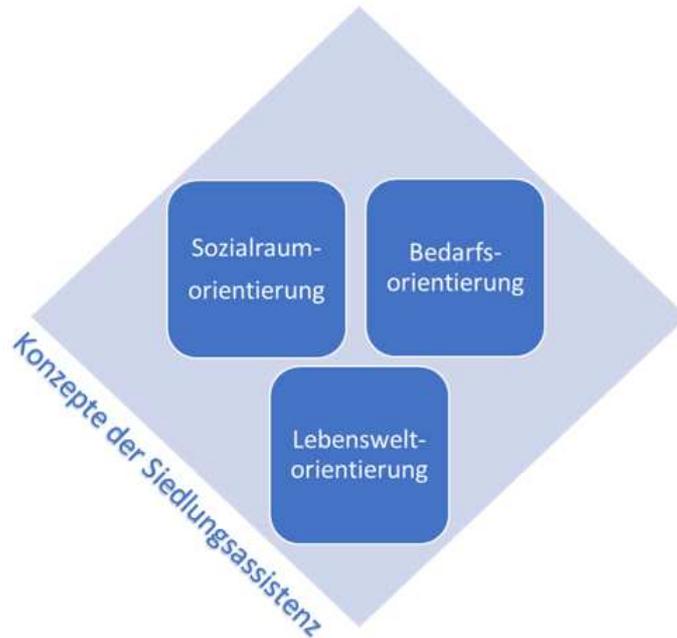


Abbildung 11: Konzepte der Siedlungsassistenz (Quelle: eigene Darstellung)

8.4 Besonderheiten des ländlichen Raums

Die Besonderheiten des ländlichen Raums und die Entscheidung für den Wohnsitz im ländlichen Raum werden von den Befragten kaum bis gar nicht thematisiert. Die Befragten erzählen überwiegend von der intergenerationellen Wohnform und wie sich das Leben in dieser Form gestaltet. Für viele scheint es selbstverständlich zu sein, im ländlichen Raum zu leben, weil sie schon immer dort wohnen. Zudem weisen die Befragten eher auf die Vorteile und Besonderheiten der eigenen Wohnung hin, was sich mit der Studie von Höpflinger deckt. In dieser Studie zeigt Höpflinger (2004) auf, dass sich ältere und alte Menschen vor allem eine gemütliche Wohnung wünschen und das möglichst selbstbestimmte Leben in den eigenen vier Wänden schätzen (S. 117). Als zweitwichtigsten Aspekt der Wohnumgebung werden die möglichst niedrigen Kosten der Wohnung angesprochen, was im ländlichen Raum meist der Fall ist. Erst an dritter Stelle folgt die Nähe der Wohnung zu Einkaufsmöglichkeiten und an vierter Stelle der Wunsch nach einer ruhigen Wohnumgebung (ebd.). Die ruhige und naturbelassene Wohnlage bestätigt die Befragte I2. Der Befragte I4 schwärmt von der schönen Aussicht und der Befragten I1 ist eine freundliche und wohlwollende Wohnumgebung besonders wichtig.

Gerhard Naegele (2015) führt weiter aus, dass eine angemessene und sachgerechte Ausgestaltung der Wohnbedingungen bedeutsam für die Lebensqualität, die gesellschaftliche Teilhabe und die Aufrechterhaltung einer selbstständigen Lebensführung bei älteren und alten Menschen ist (S. 229). Eine Schwäche des Wohnens im ländlichen Raum und deshalb eine Einschränkung der angesprochenen

Werte stellen für ältere und alte Menschen, welche in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, die erschwert zugänglichen Dienstleistungen, Freizeitangebote oder die Pflege von sozialen Kontakten dar (Feuerstein & Leeb, 2015, S. 25). Unterstützungsleistungen werden deshalb eher von der eigenen Familie, Verwandten oder nachbarschaftlichen Netzwerken erwartet. Das intergenerationelle Wohnen kann hierbei durch die gelebte Nachbarschaft Hilfestellungen anbieten. Dies bestätigt die Befragung I3, die sich bewusst für eine intergenerationelle Wohnform entschieden hatte, damit sie im Alter nicht alleine ist und auf die Unterstützung des unmittelbaren Netzwerkes zählen kann. Höpflinger (2014) grenzt jedoch ein, dass die Nachbarschaftshilfe bei länger andauernder Pflege weniger gut geeignet ist, da sie dabei stark strapaziert werden kann (S. 8). In den Interviews wird vor allem in Bezug zur ländlichen Umgebung auf die Wichtigkeit der Angebote, der gegenseitigen Unterstützungsleistungen und die Möglichkeit der Pflege von Kontakten in nächster Umgebung der Wohnung hingewiesen. Diese Angebote sind vor Ort aufgrund der Infrastruktur des ländlichen Raums besonders bedeutsam für die Bewohnenden. Das intergenerationelle Wohnen kann folglich eine zentrale Lücke für eine möglichst hohe Lebensqualität von älteren und alten Menschen im ländlichen Raum schliessen, da ein regelmässiger Austausch in der unmittelbaren Umgebung ermöglicht wird.

8.5 Reflexion des Forschungsdesigns

Zum Schluss dieses Kapitels ist festzuhalten, dass sich die Forschungsergebnisse, die Diskussion und das im Anschluss folgende Fazit lediglich auf die sechs Befragten beziehen. Den Autorinnen ist zudem bewusst, dass die intergenerationellen Siedlungen und das Mehrgenerationenhaus, in denen die Interviews durchgeführt wurden, Pilotprojekte darstellen und die Bewohnenden teilweise erst seit wenigen Monaten in dieser Umgebung leben. Es muss daher festgehalten werden, dass die meisten Befragten noch keine langjährigen Erfahrungswerte teilen konnten und sich immer noch im Prozess des Einlebens befinden. Die Ergebnisse der vorliegenden Forschung sind folglich nicht verallgemeinerbar und nur beschränkt auf andere intergenerationelle Wohnformen übertragbar.

Die Autorinnen bewerten das Forschungsdesign rückblickend als passend gewählt. Durch das qualitative Vorgehen und das angewendete problemzentrierte Interview schien es den Befragten möglich gewesen zu sein, ihre persönlichen Erfahrungen und Sichtweisen mitzuteilen. Die Autorinnen konnten dadurch in die Lebenswelt der Befragten eintauchen. Als eher hinderlichen Punkt des Forschungsdesigns erachten die Autorinnen das Fehlen einer expliziten Frage im Interviewleitfaden zum Entscheid für das Wohnen im ländlichen Raum.

9 Schlussfolgerungen

Schlussfolgernd werden im Fazit die Forschungsfragen anhand der Erkenntnisse aus der Diskussion beantwortet. Danach wird auf die Bedeutung dieser Erkenntnisse für die Praxis der Sozialen Arbeit eingegangen und daraus konkrete Handlungsempfehlungen abgeleitet. Zum Schluss beziehen die Autorinnen persönlich Stellung zur Forschungsarbeit.

9.1 Fazit

Anhand der gewonnenen Erkenntnisse können die Autorinnen die anfangs aufgestellten Forschungsfragen nacheinander wie folgt beantworten.

Welches Potenzial hat intergenerationelles Wohnen für ältere und alte Menschen in Bezug auf deren Sozialkapital? Inwiefern kann intergenerationelles Wohnen das Sozialkapital positiv beeinflussen?

Anhand der durchgeführten sechs Interviews wird deutlich, dass das intergenerationelle Wohnen einen positiven Einfluss auf die Lebensqualität und das Sozialkapital der älteren und alten Menschen hat. In der Literatur zeigt sich, dass sich Menschen mit zunehmendem Alter auf eher wenige enge Bezugspersonen konzentrieren. Die in den intergenerationellen Wohnformen vorgefundenen nachbarschaftlichen Beziehungen zeigen sich als wertvolle Ergänzung zu Familie und Freunden und verhelfen zu einem differenzierteren Netzwerk. Das Sozialkapital älterer und alter Menschen kann in der intergenerationellen Wohnform dahingehend positiv beeinflusst werden, dass:

- spontane Begegnungen und Kontakte ermöglicht werden
- intergenerationeller Austausch stattfindet
- Unterstützungsleistungen angeboten werden
- Hilfeleistungen in Anspruch genommen werden
- neue Beziehungen entstehen
- sich sogar neue Freundschaften entwickeln

Letztendlich ist es den Bewohnenden selbst überlassen, inwiefern sie ihr persönliches Netzwerk erweitern und intensivieren. Je nach Bedarf kann sich die Erweiterung des Netzwerks bei den Bewohnenden unterscheiden und mit der Zeit auch verändern. Vertrauen, Reziprozität, Zusammenhalt und Solidarität als Werte und Folgen des Sozialkapitals können in einer intergenerationellen Wohnform erlebt werden und prägen somit den Alltag der Bewohnenden.

Welche Nachteile sehen die älteren und alten Menschen in intergenerationellen Wohnformen?
Welche Risiken ergeben sich durch intergenerationelle Wohnformen für die älteren und alten Menschen in Bezug auf das Sozialkapital?

Aus den Erkenntnissen der Arbeit wird deutlich, dass sich für ältere und alte Menschen durch das intergenerationelle Wohnen kaum Risiken in Bezug auf deren Sozialkapital ergeben. Ein mögliches Risiko zeigt sich, wenn die älteren und alten Bewohnenden sich ausschliesslich auf die Kontakte innerhalb ihrer Wohnumgebung konzentrieren und beschränken würden. Dadurch kann sich eine Abhängigkeit von den Kontakten und den gegenseitigen Hilfeleistungen der Bewohnenden ergeben. Durch diese Abhängigkeit und die Beschränkung auf die unmittelbare Wohnumgebung kann eine Teilhabe an der Gesellschaft ausserhalb der Siedlung oder des Mehrgenerationenhauses verloren gehen. Das Sozialkapital der Bewohnenden würde sich dadurch in weniger differenzierte Richtungen entwickeln. Speziell für neuzugezogene ältere und alte Bewohnende kann es schwierig sein, den Zugang zum bestehenden Sozialkapital der Bewohnenden, das heisst zum harten Kern, zu finden. Diese Gruppenbildung, zu der nicht jeder Zugang hat, kann ein weiteres Risiko darstellen. Für einige Menschen kann diese Aufgabe im höheren Alter eine grosse Herausforderung und Hemmschwelle darstellen, welche sie nicht mehr zufriedenstellend bewältigen können.

Neben diesen Risiken zeigen sich weitere Faktoren, die ein gelingendes Nebeneinander und Miteinander sowie die Durchmischung der Generationen in der intergenerationellen Wohnform erschweren:

- fehlende Begegnungsmöglichkeiten durch unterschiedliche Tagesabläufe
- unterschiedliche Erwartungshaltung an die Wohnform und damit verbunden Enttäuschungen bei Nichterfüllung der Erwartungen
- unterschiedliche Werte der Bewohnenden
- unterschiedlicher Bedarf an Intensität und Menge von Kontakten
- hohe Fluktuation, teilweise bereits nach kurzer Zeit; wenig Konstanz

Die Grenze der gelebten Nachbarschaft im intergenerationellen Wohnen zeigt sich bei der gegenseitigen Unterstützung: diese beschränkt sich deutlich auf kleine Alltagshilfen und zielt nicht darauf ab, eine umfängliche Pflege und Betreuung von älteren und alten Menschen zu gewährleisten. Bei erhöhtem Pflege- und Betreuungsbedarf stösst das intergenerationelle Wohnen an seine Grenzen.

Wie kann Soziale Arbeit in ländlichen intergenerationellen Wohnprojekten einen nachhaltigen, positiven Einfluss auf das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nehmen?

Die Soziale Arbeit kann in ländlichen intergenerationellen Wohnprojekten eine Schlüsselrolle einnehmen und in einem vielseitigen Arbeitsfeld tätig werden. Den nachhaltigen, positiven Einfluss auf das Sozialkapital älterer und alter Bewohnenden kann die Soziale Arbeit in verschiedenen Phasen einer intergenerationellen Wohnform wahrnehmen. Bereits in der Planung kann die Soziale Arbeit in der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Vertretungen der Politik und der Architektur dazu verhelfen, ein Konzept zu erarbeiten, welches bedarfsorientiert ist und die zukünftigen Bewohnenden mit ihren Bedürfnissen ins Zentrum stellt. Die Soziale Arbeit kann zusätzlich unterstützend wirken, indem sie sich mit der Angebots- und Unterstützungslandschaft der Umgebung vertraut macht und sich in der weiteren Entwicklung der Siedlung oder des Hauses vernetzend und koordinierend engagiert.

In der täglichen Arbeit vor Ort in der intergenerationellen Wohnform kann die Soziale Arbeit in Form einer Siedlungsassistenz tätig werden. In dieser Rolle erhält die Soziale Arbeit einen vernetzenden und vermittelnden Charakter. Um das Sozialkapital der älteren und alten Bewohnenden nachhaltig und positiv zu beeinflussen, kann die Siedlungsassistenz eine Bindegliedfunktion einnehmen, partizipativ arbeiten und möglichst vielseitige Kompetenzen mitbringen. Aus den Ergebnissen dieser Arbeit lässt sich sagen, dass alle drei bekannten Studienrichtungen der Sozialen Arbeit geeignet sind für diese Stelle, da weniger Detailwissen und eher eine generalistische Ausrichtung gefragt ist. Es kommen Professionelle der Sozialpädagogik, der Soziokulturellen Animation wie auch der Sozialarbeit für die Stelle der Siedlungsassistenz in Frage.

Aus den Erkenntnissen der vorliegenden Forschung wird deutlich, dass die Siedlungsassistenz massgeblich Einfluss auf die Generationendurchmischung und die gelebte Nachbarschaft hat. Durch ein konsequent sozialraum-, lebenswelt- und bedürfnisorientiertes sowie partizipatives Vorgehen kann es der Siedlungsassistenz gelingen, dass sich in der intergenerationellen Wohnform Netzwerke bilden und festigen, nachbarschaftliche Hilfeprozesse funktionieren und das Sozialkapital der Bewohnenden gestärkt wird. Bezogen auf den ländlichen Raum ist zu betonen, dass besonders dort nachbarschaftliche Hilfeleistungen gefragt sind, weil professionelle Hilfen oft weniger gut erschlossen oder ausgebaut sind. Die verschiedenen Angebote und Plattformen zur Partizipation, wie die Interessenssitzung, welche die Siedlungsassistenz bereitstellt, mitentwickelt oder koordiniert, bieten den Bewohnenden eine Plattform für die Kontaktaufnahme und -pflege sowie den intergenerationellen Austausch.

9.2 Bedeutung für die Praxis

Im folgenden Punkt werden die Autorinnen explizierte Handlungsempfehlungen für die Praxis ableiten. Bereits im Punkt 8.3 Siedlungsassistenz und in der Beantwortung der letzten Forschungsfrage wurden Bezüge zur beruflichen Praxis hergestellt. Die Ergebnisse der Arbeit zeigen auf, dass intergenerationelles Wohnen eine zukunftsfähige berufliche Ausrichtung für die Soziale Arbeit ist. Die Soziale Arbeit muss dabei ein spezifisches Spektrum an Kompetenzen und Konzepten aufweisen. Eine Auswahl verschiedener Bereiche innerhalb dieser Kompetenzen und Konzepte soll nachfolgend aufgegriffen und erläutert werden.

Dank der Fokussierung auf den ländlichen Raum wird aufgezeigt, wie wichtig es für die Soziale Arbeit ist, sich intensiver mit den ländlichen Strukturen und Bedingungen auseinanderzusetzen und das eher umfassende Wissen zum urbanen Raum nicht unreflektiert auf den ländlichen Raum zu übertragen. Durch die Sozialraumorientierung wird eine wache Aufmerksamkeit für das unmittelbare Lebensumfeld der Personen durch die Soziale Arbeit sichergestellt. Die Autorinnen empfehlen deshalb vorgängig eine Sozialraumanalyse durchzuführen.

Ein zentraler Punkt innerhalb des intergenerationellen Wohnens ist die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Lebenswelten der Bewohnenden. In der Lebensweltorientierung sehen die Autorinnen auch die Generationenthematik enthalten. Die Arbeit zeigt auf, wie komplex und umfassend der vermeintlich einfache Begriff der Generation ist. Für die Soziale Arbeit ist das Verständnis von Generationenbeziehungen wichtig, um lebensweltorientiert passende Konzepte und Methoden bereitzustellen. Als besonders wertvoll für die spätere berufliche Praxis sehen die Autorinnen in der Ausbildung, falls nicht schon vorhanden, ein spezifisches Modul zum Thema Alter, Generationen und demografischer Wandel an. Für Professionelle der Sozialen Arbeit, welche in Generationenprojekten arbeiten, bedeutet die Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit der Generationenthematik, dass sie sich möglichst differenziert und breit abgestützt aus- und weiterbilden und eher generalistisch als spezialisiert denken und arbeiten.

Im Folgenden wird auf die Wichtigkeit des zielgruppenspezifischen Wissens hingewiesen. Durch die qualitative Befragung aller Bewohnenden von intergenerationellen Wohnformen kann deren Bedürfnisse, Wünsche und Motivationen eruiert werden, um daraus wichtige Erkenntnisse für die Soziale Arbeit der Siedlungsassistenz zu gewinnen. Für die Soziale Arbeit ist es lohnend, sich in der Planung und Entwicklung von Angeboten noch verstärkt mit den persönlichen Bedarfslagen und Ansichten der Zielgruppen auseinander zu setzen, auch wenn dies einen zeitintensiveren Prozess darstellt.

Neben den Konzepten der Sozialraumorientierung, Lebensweltorientierung und Bedarfsorientierung ist das Sozialkapital ein weiterer Bereich, den es zu betrachten gilt. Anhand der vorliegenden Arbeit wird deutlich, wie bedeutend der Besitz von Sozialkapital sein kann, deshalb muss die Soziale Arbeit dem Sozialkapital und deren Stärkung zunehmend Beachtung schenken. Abbildung 12 zeigt die unterstützende Wirkung von Sozialraumorientierung, Lebensweltorientierung und Bedarfsorientierung auf das Sozialkapital. Aufgabe der Sozialen Arbeit ist daneben auch den Blick vor allem für eine präventive, gemeinschafts- und ressourcenorientierte Richtung zu schärfen. Die Stärkung des Sozialkapitals kann dahingehend legitimiert werden, als dass es die Soziale Arbeit in ihrem Berufskodex als ein Ziel beschreibt, «Veränderungen zu fördern, die Menschen unabhängiger werden lassen auch von der Sozialen Arbeit» (AvenirSocial, 2010, S. 6). Soziale Arbeit sieht es als ihre Aufgabe, den Menschen zur eigenen Selbsthilfe zu verhelfen. An dieser Stelle ist denkbar, das multidimensionale Thema des Sozialkapitals in der Ausbildung zukünftiger Professioneller aller drei Vertiefungsrichtungen intensiver und nebst der fachlichen Ebene auch auf methodischer Ebene zu behandeln.

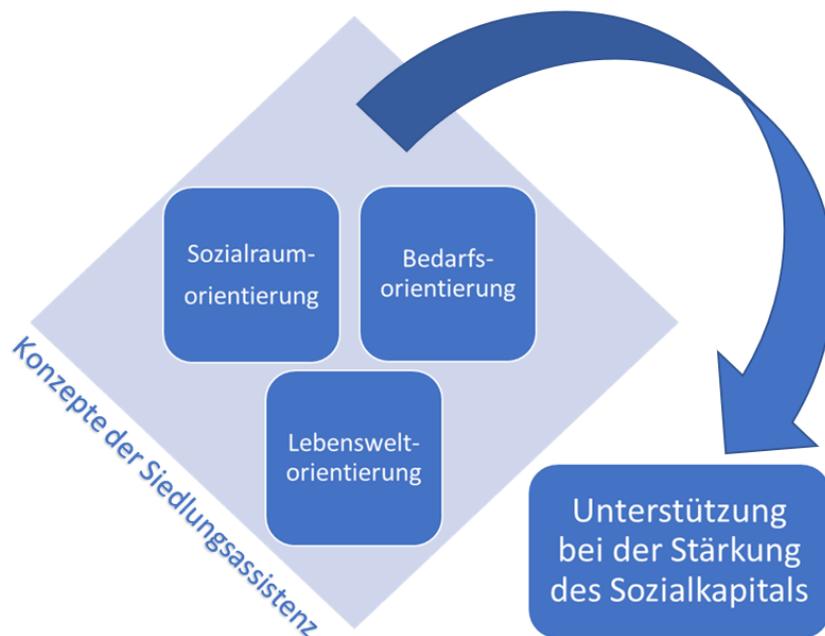


Abbildung 12: Konzepte der Siedlungsassistenz in Bezug zum Sozialkapital (Quelle: eigene Darstellung)

Bezogen auf die Siedlungsassistenz stellt sich aus praktischer Sicht die Frage, wie die Soziale Arbeit die Qualität der Siedlungsassistenz sichert. In den untersuchten Siedlungen arbeitet die Siedlungsassistenz überwiegend als Einzelperson. Aus Sicht der Sozialen Arbeit ist es entscheidend, die Tätigkeit der Siedlungsassistenz zu reflektieren. Durch regelmässige Reflexion kann sich die Qualität der Arbeit verbessern und die Handlungsfelder können angepasst werden. Durch konstruktives Feedback von

anderen Fachpersonen kann die Siedlungsassistenz zudem ihre Professionalität und ihr Handeln stetig verbessern. Hier stellt sich die Methode der Supervision als passend dar.

Zum Schluss möchten die Autorinnen betonen, dass die Soziale Arbeit als Form der Siedlungsassistenz eine tragende Rolle bei der nachhaltigen Entwicklung intergenerationeller Wohnformen hat. Die Soziale Arbeit muss individuell auf den ländlichen Raum bezogene Konzepte für die Siedlung oder das Mehrgenerationenhaus entwickeln. Hier sind die individuellen Visionen und Leitbilder der intergenerationellen Wohnformen tragend. Daraus ergeben sich individuell angepasst Konzepte, die durch ein Qualitätsmanagement regelmässig überprüft werden sollen.

9.3 Persönliche Stellungnahme der Autorinnen

Die Autorinnen fanden in der Erarbeitung der vorliegenden Arbeit die Bestätigung, dass ältere und alte Menschen zu einer bedeutenden Zielgruppe der Sozialen Arbeit werden und sich um diese Zielgruppe herum verschiedene Berufsfelder und Tätigkeiten entwickeln. In der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Fachpersonen aus der Medizin, der Raumplanung, der Architektur und der Politik sehen die Autorinnen zusätzliche Chancen für eine nachhaltige Entwicklung in diesem Gesellschafts- und Arbeitsbereich. Zudem gilt hier besonders den ländlichen Raum zu analysieren und zu erschliessen.

Die intergenerationelle Wohnform sehen die Autorinnen als zukunftsfähiges Konzept, um der aufkommenden Idee des Alterns als gestaltbaren Prozess, den zunehmenden Forderungen nach vermehrter Solidarität und gegenseitiger Hilfe und dem Ausbau des Sozialkapitals auf individueller, wie auch gesellschaftlicher Ebene gerecht zu werden. Aus Sicht der Autorinnen liegt in der Rolle der Siedlungsassistenz ein grosses Potenzial, welches es zu nutzen und auszubauen gilt. Die Autorinnen sind auf die weiteren Forschungen und Erkenntnisse in diesem Bereich gespannt.

10 Ausblick und weiterer Forschungsbedarf

Anhand des Literaturdiskurses und der eigenen Forschung stellen die Autorinnen fest, dass intergenerationelle Wohnformen im ländlichen Raum eher neu und trendartig erscheinen. Die von den Autorinnen untersuchten intergenerationellen Wohnprojekte sind allesamt Pilotprojekte, die noch keine langfristigen Erfahrungswerte aufweisen. Zudem ist festzustellen, dass die untersuchten Siedlungen und das Mehrgenerationenhaus in deren Entwicklung nie ganz abgeschlossen sein werden und laufend evaluiert werden müssen, um die Bedarfsorientierung und Qualität zu garantieren. Die Autorinnen konnten aufgrund der Literaturrecherche zudem feststellen, dass der Zusammenhang von Sozialer Arbeit und der Stärkung des Sozialkapitals ein breit gefächertes Thema ist, welches noch nicht

detailliert erforscht ist. Die Autorinnen erkennen hier Potenzial für eine vertiefere Auseinandersetzung. Im Folgenden zeigen die Autorinnen zwei anknüpfende Forschungsthemen auf. Wichtig ist es an dieser Stelle zu erwähnen, dass bei den Forschungsthemen eine interdisziplinäre Herangehensweise interessant ist.

Um die Entwicklung der in dieser Arbeit beschriebenen Wohnprojekte detaillierter aufzuzeigen, wäre eine nochmalige Befragung der Bewohnenden in fünf bis zehn Jahren interessant. Daraus könnte ein Vergleich zum aktuellen Stand gezogen und die Entwicklung des Sozialkapitals und der Prozessbeteiligung der Sozialen Arbeit untersucht werden. Dieses Forschungsvorhaben wäre hilfreich, um die Nachhaltigkeit der Sozialen Arbeit in intergenerationellen Wohnprojekten zu beleuchten und die Siedlungsassistenz zu evaluieren.

Als zweites anknüpfendes Forschungsthema empfehlen die Autorinnen den konkreten Vergleich von intergenerationellen Wohnformen in der Stadt und auf dem Land. Bezogen auf das Sozialkapital ist der Vergleich von Chancen und Risiken der intergenerationellen Wohnformen in den jeweiligen Räumen interessant. Zudem könnten die unterschiedlichen konzeptionellen Ausarbeitungen der Wohnprojekte voneinander profitieren.

11 Literaturverzeichnis

- Alisch, Monika, Ritter, Martina, Boos-Krüger, Annegret, Schönberger Christine, Glaser, Roger et al. (2018). *Irgendwann brauch ich dann auch Hilfe. Selbstorganisation, Engagement und Mitverantwortung älterer Menschen in ländlichen Räumen*. Opladen: Barbara Budrich.
- Alisch, Monika (2008). Partizipation gestalten. Gesellschaftliche, politische und rechtliche Rahmenbedingungen. In Monika Alisch & Michael May (Hrsg.), *Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt* (S. 133-156). Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Althaus, Eveline & Birrer, Angela (2019). *Zu Hause Alter werden. Chancen, Herausforderungen und Handlungsmöglichkeiten für Wohnungsanbieter*. Zürich: ETH Wohnforum – ETH Case.
- AvenirSocial (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. Bern: AvenirSocial.
- Backes, Gertrud & Clemens, Wolfgang (2013). *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung* (4. Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Bundeskanzlei (2017). *Demografischer Wandel in der Schweiz. Handlungsfelder auf Bundesebene. Bericht des Bundesrates vom 9. Dezember 2016 in Erfüllung des Postulats 13.3697 Schneider-Schneiter*. Gefunden unter <https://www.bk.admin.ch/bk/de/home/dokumentation/fuehrungsunterstuetzung/demografiebericht.html>
- Brüschweiler, Bettina, Hüllemann, Ulrike, & Reutlinger, Christian (2015). Räumliche Aspekte von Nachbarschaft. Eine Vergewisserung. In Christian Reutlinger, Steve Stiehler & Eva Lingg (Hrsg.), *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven* (S. 23-33). Wiesbaden: Springer.
- Brüschweiler, Bettina, Hüllemann, Ulrike, Lingg, Eva, Reutlinger, Christian & Stiehler, Steve (2015). Soziale Nachbarschaften als konzeptionelle Perspektive für die professionelle Gestaltung. In Christian Reutlinger, Steve Stiehler & Eva Lingg (Hrsg.), *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven* (S. 229-232). Wiesbaden: Springer.
- Bundesamt für Raumentwicklung [ARE]. (2012). *Monitoring ländlicher Raum. Synthesebericht 2012*. Gefunden unter <https://www.are.admin.ch/are/de/home/medien-und-publikationen/publikationen/laendliche-raeume-und-berggebiete/synthesebericht-monitoring-landlicher-raum.html>

- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2020). *Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz und der Kantone 2020–2050. Bevölkerungsentwicklung von 2020 bis 2050. Wachstum, Alterung und Konzentration rund um die grossen Städte*. Gefunden unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/aktuell/medienmitteilungen.assetdetail.12847542.html>
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2015). *Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2015–2045*. Gefunden unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/zukuenftige-entwicklung/schweiz-szenarien.assetdetail.350324.html>
- Debiel, Stefanie (2018). Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Herausforderungen an der Schnittstelle zwischen den Generationen. *Unsere Jugend*, 70 (3), 108-114.
- Deindl, Christian (2005). *Soziale Netzwerke und soziales Kapital. Einfluss auf Lebenszufriedenheit und Vertrauen. P.AGES 5. Diskussions-Papier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES) der Universität Zürich*. Zürich: Universität Zürich, Soziologisches Institut.
- Domum Wohnbaugenossenschaft (ohne Datum). *Gränichen. Was ist Domum?* Gefunden unter <https://domum-wbg.ch/graenichen/domum/#domum>
- Ettlin, Riccarda (2019). Hilfe organisieren, wenn die Vulnerabilität älterer Menschen zunimmt. In François Höpflinger, Valérie Hugentobler & Dario Spini (Hrsg.). *Age Report IV. Wohnen in den späten Lebensjahren. Grundlagen und regionale Unterschiede* (S. 217-226). Zürich: Seismo.
- Fabian, Carlo, Bischoff, Tobias & Janett, Sandra (2019). Altersbezogene Stereotype und alterssensible Quartiere. *Sozial Aktuell*, 50 (10), 18-19.
- Feuerstein, Christiane & Leeb, Franziska (2015). *Generationen Wohnen. Neue Konzepte für Architektur und soziale Interaktion*. München: Kösel GmbH & Co. KG.
- Flick, Uwe (2009). *Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge* (4. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Franzen, Axel & Freitag, Markus (2007). Aktuelle Themen und Diskussionen der Sozialkapitalforschung. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (S. 7-22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Freitag, Markus (2014). Zum Wesen des sozialen Kapitals. Einleitende Bemerkungen. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz*. (S. 9-37). Zürich: Neue Züricher Zeitung.

- Grünenwald, Alexander (2015). Vorwort. In Eva Wonneberger (Hrsg.), *Neue Wohnformen. Neue Lust am Gemeinsinn?* (2. Aufl., S. 9-12). Wiesbaden: Springer.
- Haug, Sonja (1997). *Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand*. Mannheim: Zentrum für Europäische Sozialforschung.
- Hinte, Wolfgang (2017). Das Fachkonzept Sozialraumorientierung. Grundlage und Herausforderung für professionelles Handeln. In Roland Fürst & Wolfgang Hinte (Hrsg.), *Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten* (2. Aufl., S. 13-32). Wien: Facultas.
- Hofinger, Karl (ohne Datum). *Sozialraum und Sozialraumanalyse*. Gefunden unter <https://www.partizipation.at/sozialraum.html>
- Höpflinger, François (2020). *Socius-Grundlagen. Leben im Alter. Aktuelle Feststellungen und zentrale Entwicklungen*. Zürich: Programm Socius.
- Höpflinger, François, Hugentobler, Valérie & Spini, Dario (2019). Aktuelle Daten im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen und sprachregionaler Besonderheiten. In François Höpflinger, Valérie Hugentobler & Dario Spini (Hrsg.), *Age Report IV. Wohnen in den späten Lebensjahren. Grundlagen und regionale Unterschiede* (S. 11-160). Zürich: Seismo.
- Höpflinger, François (2016). *Generationen. Neue Formen von Generationenbeziehungen und Modelle von Generationenprojekten*. Gefunden unter <https://docplayer.org/63388910-Generationen-neue-formen-von-generationenbeziehungen-und-modelle-von-generationenprojekten.html>
- Höpflinger, François (2014). *Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter*. Gefunden unter <http://www.hoepflinger.com/fhtop/Soziale-Kontakte.pdf>
- Höpflinger, François (2008). Einführung. Konzepte, Definitionen und Theorien. In Pasqualina Perrig-Chiello, François Höpflinger & Christian Suter (Hrsg.), *Generationen, Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz* (S. 19-44). Zürich: Seismo.
- Höpflinger, François, Wanner, Philippe & Lerch Mathias (2008). Demografischer Wandel der Generationenverhältnisse. Entwicklungen und Perspektiven. In Pasqualina Perrig-Chiello, François Höpflinger & Christian Suter (Hrsg.), *Generationen, Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz* (S. 45-74). Zürich: Seismo.

- Höpflinger, François (2004). *Age Report 2004. Traditionelles und neues Wohnen im Alter*. Zürich: Seismo.
- Institut für Soziale Arbeit und Räume FHS St. Gallen (2020). *Nachbarschaften als Beruf. Stellen konzipieren, einführen und entwickeln*. St. Gallen: Autor.
- Intergeneration (2014). *Wohnen im Dorf Schenkon. Zusammen leben, gemeinsam gestalten*. Gefunden unter <https://www.intergeneration.ch/de/projekte/wohnen-im-dorf-schenkon-zusammen-leben-gemeinsam-gestalten>
- Jansen, Dorothea (2003). *Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele* (2. Aufl.). Opladen: Barbara Budrich.
- Junge, Matthias (2002). *Individualisierung. Campus Einführungen*. Frankfurt/Main: Campus.
- Kelle, Udo & Kluge, Susann (2010). *Vom Einzelfall zum Typus Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung* (2., überarb. Aufl.). Wiesbaden: Springer.
- Kleiss, Hannelore (2008). *Sozialkapital stärken - eine Aufgabe der Sozialen Arbeit?* Gefunden unter <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/66/78.pdf>
- Kriesi, Hanspeter (2007). Sozialkapital. Eine Einführung. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (S. 23-46). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lüscher, Kurt, Hoff, Andreas, Viry, Gill, Widmer, Eric, Sánchez, Mariano et al. (2017). *Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik: Ein mehrsprachiges Kompendium*. Konstanz: Universität Konstanz.
- Mayer, Horst Otto (2013). *Interview und schriftliche Befragung. Entwicklung, Durchführung und Auswertung* (2. Aufl.). München: Oldenburg.
- Mayring, Philipp (2003). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (8. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.

- Mehrgenerationen-Ost Baugenossenschaft für Mehrgenerationenprojekte [MGP-Ost]. (ohne Datum
a). *Notkersegg St. Gallen. Projektinformation*. Gefunden unter <https://www.mgp-ost.ch/-11/de/notkersegg-stgallen~32/>
- Mehrgenerationen-Ost Baugenossenschaft für Mehrgenerationenprojekte [MGP-Ost]. (ohne Datum
b). *Strategie*. Gefunden unter <https://www.mgp-ost.ch/-1/de/strategie~50/>
- Moisl, Dominique (2019). Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung. Soziale Kohäsion und gesellschaftliche Wandlungsprozesse Herausforderungen für die Profession Soziale Arbeit. In Borrmann, Stefan Fedke, Christoph & Thiessen, Barbara (Hrsg.), *Die Verfügbarkeit von Unterstützung durch soziale Netzwerke. Soziale Kohäsion im regionalen, zeitlichen und internationalen Vergleich* (S. 9-37). Wiesbaden: Springer.
- Naegele, Gerhard (2015). Altern der Gesellschaft. Perspektiven für die Alterssozialpolitik. In Uwe Fachinger & Harald Künemund (Hrsg.), *Gerontologie und ländlicher Raum. Lebensbedingungen, Veränderungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten* (S. 219-242). Wiesbaden: Springer.
- Oase Service AG (ohne Datum). *Oase Newsletter. Wohnen im Alter*. Gefunden unter https://oasewetzikon.ch/wp-content/uploads/sites/6/2019/11/Oase_Newsletter_03-3.pdf
- Obrecht, Werner (2005). *Umriss einer biopsychosozioökulturellen Theorie menschlicher Bedürfnisse. Geschichte, Probleme, Struktur, Funktion*. Unveröffentlichtes Skript zur gleichnamigen Lehrveranstaltung der Wirtschaftsuniversität Wien.
- Perrig-Chiello, Pasqualina (2008). Generationenbeziehungen im Wandel. Ein sozialpolitisch und wissenschaftlich relevantes und aktuelles Thema. In Pasqualina Perrig-Chiello, François Höpflinger & Christian Suter (Hrsg.), *Generationen, Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz* (S. 11-18). Zürich: Seismo.
- Petrucci, Marco & Wirtz, Markus (2007). *Sampling und Stichprobe*. Gefunden unter <https://quasus-site.wordpress.com/sampling-und-stichprobe/>
- Pollinger, Katrin (ohne Datum). *Sozialraumanalysen im ländlichen Raum*. Gefunden unter <https://www.partizipation.at/1224.html>

Ross, Paul-Stefan & Tries, Hille (2014). Verschiedenheit ist bereichernd. Vom Benefit intergenerativer Angebote. In Heike Binnen, Jörn Dummann, Annemarie Gerzer-Sass, Andreas Lange & Irmgard Teske (Hrsg.), *Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser* (S. 165-176). Opladen: Barbara Budrich.

Schulz-Nieswandt, Frank, Köstler, Ursula, Langenhorst, Francis & Marks, Heike (2012). *Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser*. Stuttgart: Kohlhammer.

Seifert, Alexander (2016). *Das Wohnquartier als Ressource im Alter. Nachbarschaftskontakte, Nachbarschaftshilfe und die Verbundenheit mit dem Wohnumfeld*. Gefunden unter https://www.researchgate.net/profile/Alexander_Seifert/publication/318262820_Das_Wohnquartier_als_Ressource_im_Alter_Nachbarschaftskontakte_Nachbarschaftshilfe_und_die_Verbundenheit_mit_dem_Wohnumfeld/links/5a1edbc70f7e9b9d5e001e5a/Das-Wohnquartier-als-Ressource-im-Alter-Nachbarschaftskontakte-Nachbarschaftshilfe-und-die-Verbundenheit-mit-dem-Wohnumfeld.pdf

Sidler, Andreas (2020) Einleitung. In Age-Stiftung (Hrsg.), *Age-Dossier. Generationen-Wohnen heisst Nachbarschaft* (S. 4). Zürich: Age-Stiftung.

Sidler, Andreas (2020). Wohnmodelle für mehrere Generationen. In Age-Stiftung (Hrsg.), *Age-Dossier. Generationen-Wohnen heisst Nachbarschaft* (S. 9-13). Zürich: Age-Stiftung.

Spatscheck, Christian (2019). Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung. Soziale Kohäsion und gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Herausforderungen für die Profession Soziale Arbeit. In Stefan Borrmann, Christoph Fedke & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Lebensqualität als normative Zielvorstellung sozialer Kohäsion? Zentrale human- und sozialwissenschaftliche Theorieansätze im Überblick* (S. 39-55). Wiesbaden: Springer.

Surber, Peter (2020). *Altersdurchmischt und enkeltauglich. Ostschweizer Kulturmagazine*. Gefunden unter <https://www.saiten.ch/altersdurchmischt-und-enkeltauglich/>

Thiersch, Hans, Grunwald Klaus & Königeter, Stefan (2012). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In Werner Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit* (4. Aufl., S. 175-196). Wiesbaden: Springer.

Tremp, Urs, Schroeter, Klaus & Pfeuffer, Andreas (2017). Der demografische Wandel zwingt uns, über die Lebensphase Alter nachzudenken. Die Aktivität im Alter darf nicht zu einer Verpflichtung werden. *Curaviva Fachzeitschrift*, 88 (12), 6-11.

Wahl, Hans-Werner (2015). Einführung. Beobachtungen und Überlegungen zur sozialgerontologischen Forschung in ländlichen Räumen. In Uwe Fachinger & Harald Künemund (Hrsg.), *Gerontologie und ländlicher Raum. Lebensbedingungen, Veränderungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten* (S. 17-24). Wiesbaden: Springer.

Witzel, Andreas (1985). Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttermann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen und Anwendungsfelder* (S. 227-255). Weinheim: Beltz.

Wonneberger, Eva (2018). Neue Wohnformen. Auch auf dem Land. In Eva Wonneberger (Hrsg.), *Neues Wohnen auf dem Land. Demografischer Wandel und gemeinschaftliche Wohnformen im ländlichen Raum* (S. 5-12). Wiesbaden: Springer.

Zusammen leben (ohne Datum). *Projekt. Leitbild*. Gefunden unter <http://www.zusammen-leben.ch/projekt.php>

Anhang

Leitfaden für Problemzentriertes Interview

Einstiegsfrage:

Sie wohnen in einem Mehrgenerationenhaus. Wie gestaltet sich ihr Leben in dieser Wohnform?
Erzählen sie doch einfach mal.

Vielen Dank für Ihre ausführlichen und interessanten Erzählungen. Können sie uns noch etwas zu „xy“ erzählen:

Vertiefungsfragen:

Sozialer Zusammenhalt / Soziales Kapital

Mit wem haben sie im Mehrgenerationenhaus Kontakt? Mit wem tauschen sie sich regelmässig aus?
– am besten nach konkreten Beispielen (vor Corona) fragen

Wie sieht Ihr Austausch mit den Mitbewohnenden aus? Sind sie zufrieden mit dem Austausch und den Kontaktmöglichkeiten

Wie genau ist der Ablauf im Mehrgenerationenhaus? Unterstützen Sie sich auch untereinander? (Wie sieht die gegenseitige Unterstützung im Mehrgenerationenhaus aus?)

Was machen Sie im Mehrgenerationenhaus so? Erledigen sie beispielsweise zusätzliche Aufgaben?
(Was tragen sie zur Wohngemeinschaft im Mehrgenerationenhaus bei?)

Vor- und Nachteil vom Mehrgenerationenwohnen

Wie schätzen Sie den Einfluss des Mehrgenerationenhaus in Bezug auf ihre Lebensqualität ein?

Was beurteilen Sie als schwierig im Mehrgenerationenhaus?

Was finden sie besonders hilfreich / bereichernd am Mehrgenerationenhaus ...?

Was würden Sie sich vom Mehrgenerationenhaus ... wünschen? Was braucht das Mehrgenerationenhaus ... Ihrer Meinung noch?

Kurzfragebogen:

Vorname und Name: _____

Jahrgang: _____

Geschlecht: _____

Familienstand: _____

Wohnform: _____

Ausbildung / Beruf: _____

Hobbies / Ehrenamt / Freiwilligenarbeit: _____

Seit _____ Im Mehrgenerationenhaus _____

Grund: _____

Alterswohnheim mit Begründung: Ja _____ Nein _____

Postskriptum:

Atmosphäre: _____

Stimmung: _____

Eindruck von der Person, die interviewt wurde: _____

Wo fand das Interview statt: _____

Beschreibung des Settings: _____